

Die Neue Welt.



Illustriertes Unterhaltungsblatt für das Volk.

N^o 22.

1884.

Erscheint alle 14 Tage in Heften à 25 Pfennig und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter zu beziehen.

Die Alten und die Neuen.

Roman von H. Kautsky.

21 Fortsetzung.

Arnold hatte ein ungemein bitteres Lächeln, all die Schmerzen, die er in den letzten Stunden durchgelitten, all die heiße Empörung, die in ihm aufgelodert war, drohten einen Augenblick ihn zu übermannen.

„Herr Graf, die Sünde und Schlechtigkeit ist heute bis zu einem Punkte gediehen, der nicht mehr übertroffen werden kann, oder die Gesellschaft geht an innerer Zerrüttung, an ihrer fehlerhaften Konstruktion zu Grunde. Wahrlich, der Glaube hat sie niemals vor der Sünde behütet, und er wird ihr auch jetzt nicht aufhelfen können. Aber eine neue Weltanschauung mit ihrer wissenschaftlichen Erkenntnis wird auch hier eine Wendung zum Bessern bringen. Denn diese, die die Welt in ihrem Zusammenhang betrachtet, hat erkannt, daß die gesellschaftlichen Kräfte, ganz wie die Kräfte in der Natur, gewaltiam und schädlich wirken, solange sie nicht erkannt und unserem Willen untertan gemacht werden. Aber daß, gleichwie die Menschheit sich zum Herrn über die Natur gemacht, sie sich auch planmäßig und bewußt, mit voller Sachkenntnis, zum Herrn ihrer eigenen Vergesellschaftung machen wird. Sie wird sich in ihrer Gesamtheit organisiren, und dann wird sie auch nur das Gute wollen und nichts anderes wollen können, denn sie wird erkannt haben, daß das, was man das Gute nennt, zugleich das Gesunde ist, das Naturnotwendige, das Dauernde“.

Der Graf erhob sich mit einem gebietenden Blick.

„Ich habe Sie ruhig angehört, Herr Doktor, es war mir nicht uninteressant, Ihre Anschauungen kennen zu lernen, aber ich vermag Ihren allzukühnen Phantasien nicht weiter zu folgen.“

„Sie wollen ihnen nicht folgen, Herr Graf, ich begreife dies, Sie sind voll Ehrlichkeit und Boraussicht, aber Sie dürfen es vielleicht nicht einmal; ja Sie können es nicht wagen, dergleichen gut zu heißen. Die privilegierten Stände und Vorrechte vernichtet der Fortschritt; uns allein, die wir von allen Vorrechten absehen, die wir allen Menschen gleiche Rechte zugestehen, ein gleiches Maß von Glückseligkeit, uns fördert der Fortschritt, darum, was ihr verteidigen müßt, wir dürfen es verlangen“.

„Das ist alles Hochmut und eitle Prahlerei, ihr glaubt alles zu wissen, und wißt doch nichts; ihr begnügt euch mit

wissenschaftlichen Hypothesen, während der Urgrund der Dinge von euch unberührt bleibt und vor den letzten Ursachen, vor dem Wesen der Materie selbst, müßt ihr fragend innehalten und verblüfft“.

Arnold sah in diesem Augenblick ebenso stolz, ebenso herausfordernd aus, als der Graf selbst, als er entgegnete: „Das Christentum hat das Weltende als nahe bevorstehend angenommen, wir verlegen es in unendliche Fernen. Wir finden, daß wir erst am Anfang der menschlichen Entwicklung stehen, und daß es vermessene wäre, alle Welträtsel bereits als gelöst zu betrachten, wir haben dafür noch eine lange Zeit vor uns. Unsere nächsten und dringendsten Aufgaben aber liegen nicht in dieser Richtung“.

Um die Mundwinkel des Grafen spielte bebender Zorn, aber er neigte leicht den Kopf und sagte höhnisch:

„Und diesen nächsten und dringendsten Aufgaben vermeint ihr dermaßen gewachsen zu sein, um sie selbständig vollführen zu können? Und glaubt die Arbeiterschaft ihre materiellen Interessen zu fördern, ja sie nur einen Schritt vorwärts zu bringen, ohne Mithilfe einer der alten und mächtigen Parteien? Niemals, dazu ist sie zu schwach, sie muß sich alliren. jene Partei aber, die den Fortschritt auf ihre Fahne geschrieben, hat euch abgewiesen, von ihr habt ihr nichts, garnichts zu erwarten. Ihr werdet also gezwungen sein, euch an uns zu wenden, und ihr werdet gut daran tun, denn ihr werdet einsehen, daß wir, die wir die Macht haben, auch einzig und allein imstande sein können, die Lage der unteren Klassen zu verbessern“.

Und als Arnold mit einem ungläubigen Lächeln antwortete, fuhr er dringlicher, aber zugleich auch drohender fort: „Hütet euch, diese Alliance von euch zu weisen, es wäre Wahnsinn. Was aber Sie persönlich anbelangt, so mögen Sie erfahren, mein Herr, daß wir über Ihr Treiben vollständig unterrichtet sind. Die Polizei beobachtet Sie seit längerer Zeit, sie verfolgt jeden Ihrer Schritte, sie weiß, welche Verbindungen Sie angeknüpft haben, sie kennt den Einfluß, den Sie unter den unteren Klassen sich erworben. Nun denn, ich rate es Ihnen, benützen Sie ihn zum Besten dieser Armen, und —“ er machte eine Pause und fügte dann in einem gedämpften aber ungemein

vielsagenden Ton hinzu — „zu Ihrem eigenen. Glauben Sie mir, junger Mann, ich habe Gutes mit Ihnen im Sinn, ich schätze Ihre Talente und werde Ihnen einen ersten Platz anweisen; also kommen Sie zur Besinnung — kehren Sie um — noch ist es Zeit —“. Er trat ihm näher, forschend sah er dem jungen Mann ins Anlitz. Da ging sein Ton aus dem der Ermahnung plötzlich in den rückhaltloser und erbitterter Feindschaft über. „Wir haben Sie bisher geschont, weil wir Sie als zu uns gehörig betrachteten, weil wir dies alles für den gefahrlosen Idealismus der Jugend hielten, weil wir nicht glauben konnten, daß Sie Ihre Bestrebungen ernst nehmen, nun aber sage ich Ihnen, wagen Sie nicht länger Ihr hochverräterisches Treiben fortzusetzen, denn wir werden es nicht dulden, wagen Sie es nimmer, in Wort und Schrift für Ihre radikalen Anschauungen einzutreten und für Ideen unter der Arbeiterschaft Propaganda zu machen, die für diese nicht taugen“.

Arnold hatte unter dieser vehementen Anklage und Androhung nicht mit den Wimpern gezuckt. Er wußte, was er für sich selbst heraufbeschwor, und daß er von nun an die rücksichtsloseste Verfolgung zu gewärtigen habe, aber er war entschlossen und er entgegnete ohne Trotz, aber voll Bewußtsein und Würde: „Erzellenz, Sie verlangen Unmögliches und nicht einmal Berechtigtes, denn wenn das, was sich vollziehen muß, ohne gewaltsame Revolution, ohne Kampf und Schwert sich vollzieht, so geschieht es einzig und allein durch die Propaganda der Ideen“.

Der Graf war um eine Nuance blässer geworden, und er entgegnete eilig:

„Sie erklären Sich selbst als Feind unseres Staatswesens, Sie werden es begreifen, daß uns daraus die Pflicht erwächst, Sie möglichst — unschädlich zu machen“.

Arnold verneigte sich leicht: „Um Sie, Herr Graf, was Sie als Ihre Pflicht erachten, ich werde daselbe tun“.

Die Gräfin hatte im Salon die Rückkehr Arnolds erwartet. Jetzt ertönte die Klingel des Grafen. Sie besann sich einen Augenblick, dann öffnete sie ein wenig die Tür, die aus dem Salon in das Entrée führte.

Ein Diener trat aus dem Zimmer des Grafen.

„Was wünscht der Graf?“ fragte sie.

„Der Erzellenz-Herr hat den Wagen befohlen, er will sogleich nach Solenbad“.

„Mit dem Doktor?“

„Der ist schon verabschiedet, er fährt soeben fort“.

Die Gräfin sah sehr erstaunt aus. Nach kurzer Ueberlegung trat sie in das Zimmer ihres Gatten.

Sie fand ihn mit heftigen Schritten im Zimmer auf und niedergehend.

„Du warst mit ihm unzufrieden?“ fragte sie zögernd, „er hat also deinen Erwartungen nicht entsprochen?“

„Er ist von Sinnen“, antwortete der Graf, und man sah, es tat ihm wohl, seinem Zorn mit einem Worte Luft machen zu können, „von Sinnen, von Sinnen! aber wir werden mit ihm fertig werden“.

„Und du willst abermals und noch vor dem Diner nach Solenbad?“ fragte sie besorgt.

„Er soll nicht zum Volke sprechen, nicht mit einem Wort, — und der Staatsanwaltschaft ist sofort Mitteilung zu machen — ach, der Mensch ist höchst gefährlich, denn er ist nicht zu gewinnen — fort mit ihm“.

An diesem Nachmittag des Festes Peter und Paul, wo ein Zug von Arbeitern von all den umliegenden Dörfern nach Solenbad stattfand, um an der angekündigten Volksversammlung sich zu beteiligen, und nachdem die Massen sich vor und in dem Lokale, wo diese tagen sollte, zum größten Teil bereits zusammengefunden, wurde diese Versammlung durch obrigkeitliche Verordnung untersagt und die Leute aufgefordert, in Ruhe auseinander zu gehen.

Eine ansehnliche Anzahl von Sicherheitsorganen war dafür aufgeboten, die zugleich mit allem Eifer nach den angekündigten Sprechern und Referenten forschte. Arnold Lefebvre sollte als

Verfasser jener gefährlichen Broschüren, Georg Hofer als Verbreiter verbotener Druckschriften zur Verantwortung gezogen werden. Man hatte die Verhaftsbefehle für beide bereits in der Tasche und war nun bemüht, sie zur Ausführung zu bringen. Aber die beiden waren gewarnt. Sie wußten, was ihnen hier bevorstand und waren daher nicht erschienen, es wäre nutzlos und alberne Selbstaufopferung gewesen.

Umso ernstlicher, mit umso größerem Nachdruck wurde ihre Verfolgung in Szene gesetzt.

In derselben Nacht war berittene Gendarmerie in all die umliegenden Dörfern entsendet worden, um ihrer habhaft zu werden; zugleich wurde für das Morgenblatt des Sonntags eine Notiz eingeschickt, worin die Staatsgefährlichkeit dieser Individuen mit den düstersten Farben gemalt und zugleich die loyale Bürgerschaft verwahrt wurde, ihnen Obdach zu geben, ohne zugleich die Polizei davon zu verständigen. Um jedem Irrtum von vorneherein zu begegnen, war ihre genaue Personenbeschreibung hinzugesügt.

Am Sonntag Morgen, als die ersten Strahlen der Sonne über die Berge krochen, fuhr Elsa durch ein Geräusch geweckt aus dem Schlafe.

Sie bemerkte jetzt, daß Sand und Steinchen gegen ihre Fenster geworfen wurden. Rasch erhob sie sich, schlüpfte in ihr Morgenkleid und trat an das Fenster.

Sie sah ihre Freundin Eva unter demselben stehen, die ihr Zeichen machte, zu ihr herabzukommen.

Elsa ließ sie nicht lange warten.

Alles schlief noch im Hause, als sie leise die Tür öffnete und die Stufen hinabschritt.

Wohl eine halbe Stunde lang gingen die beiden hierauf im Garten auf und nieder, eng aneinander gedrängt, im eifrigsten Gespräch.

Eva schien die Ueberbringerin einer wichtigen Botschaft, und ein staatsgefährlicher Name wurde von blühenden Mädchenlippen hier wiederholt und in zärtlicher Unbefangenheit ausgesprochen. Wußte diese kleine Eva mehr, als der Polizei in ihren allereifrigsten Recherchen bisher gelungen war, zu erfahren?

Elsa sah ernst und gedankenvoll aus. In ihren erregten Zügen spiegelte sich deutlich die innere Bewegung und ihre Augen leuchteten in erhöhtem Glanz.

Sie drückte Eva wiederholt die Hände und küßte sie dann wieder wie in aufstürmendem Gefühl. Und jetzt noch eine Frage, und noch eine, die ihr von ihrer Freundin in gleicher zwingender Vertraulichkeit beantwortet wurden.

Elsa nickte leise und schloß die Augen. Einige Augenblicke schien sie wie abwesend, dann schlug sie den ersten Blick wieder empor und atmete tief auf. So tut man in jenen entscheidenden Momenten, wo man einen Entschluß faßt, der gültig bleibt fürs ganze Leben.

Endlich trennten sie sich. Eva nahm den Weg, den sie gekommen, über die Mauer zurück, Elsa begab sich ins Haus und weckte Frau Gerta.

Eine Stunde später verließ sie mit ihrer treuen Dienerin die Villa, zum größten Erstaunen des Portiers, dem Elsa einen Brief für ihre Tante einhändigte.

Die beiden Frauen begaben sich mit dem Frühzuge nach Wien.

23. Kapitel.

Eine liebliche Sommernacht ist über Amsee gelagert, eine jener herrlichen Sommernächte, wo in der reinen, dunstlosen Atmosphäre die Sterne stärker flimmern und das Licht im Westen langsamer verglimmt, so langsam, daß dort das Firmament hell bleibt, fast bis zu dem Augenblick, wo im Osten schon wieder die graue Dämmerung eines neuen Tages heranzubricht.

Der halbe Mond in seiner sommerlich tiefen Stellung schwebte am Rande des Salzberges dahin, bald wird er völlig dahinter verschwunden sein; den See erleuchtet er nicht mehr, und nicht mehr die massigen Berge, riesenhaft stehen sie da

und die Wassermasse breitet sich schwarz zu ihren Füßen aus, reflexlos und unbewegt. Da ertönen Ruderschläge. Jeder Schlag ins Wasser ist in der stillen Nacht deutlich vernehmbar.

Es ist Elsa, die über den See fährt. Allein steht sie im Boote.

Und wieder spähen ihre Augen nach dem Ufer, wo das kleine verlassene Haus steht, und wieder strebt sie ihm ungeduldig entgegen. Aber heute ist es nicht das verstörte, erschreckte Kind, das hier eine Zuflucht sucht vor dem Treiben der Welt, in dem es sich nimmer zurecht findet, weil es die Liebe verloren und der Glaube ihm nicht gegeben war, heute ist es ein Weib voll Bewußtsein und Kraft, dem die Liebe aufgegangen in ihrer heiligen Macht und Bedeutung.

Sie kennt Arnolds Lage und weiß, was ihn bedroht. Sie weiß, daß er nur diese Nacht hier zu verweilen gedenkt, wo er in Sicherheit und mit Ruhe alle Verfügungen treffen kann, aber daß er als ein Verfolgter, Geächteter von hier gehen und in das Leben wieder hinaustreten würde, als einer jener Initiatoren, die in der Zeitbewegung in der vordersten Reihe stehend, ob ihrer geistigen Bedeutung am grimmigsten gehaßt und selbst von denjenigen, mit denen sie kämpfen, am unachtsamsten beurteilt werden. Aber sie steht in diesem Kampfe zu ihm mit ihrer ganzen Ueberzeugung und zugleich mit ihrem innigsten Empfinden.

Sie will an seiner Seite bleiben, und so ist, was sie bisher still und demüthig im Herzen getragen, durch sein Drangsal zur flammendsten Begeisterung emporgewachsen und zum Entschluß gereift.

Nur eine Stunde war ihr heute geblieben zur Unterredung mit ihrem Advokaten, aber alles war geordnet und festgestellt worden, und sie war unverzüglich wieder abgereist und hierher gekommen, nur Gerta zurücklassend, um all die Verfügungen, die für ihre Selbständigkeit getroffen waren, zu Ende zu führen.

Sie gehörte von nun an sich selbst an, sie war frei.

Hier ist jetzt alles Ruhe und Schweigen. Kein Laut ist hörbar, kein Hauch regt sich um sie herum, alles scheint zu schlafen. Drüben aber an dem einsamen Ufer pocht ein Herz mit namenloser Sehnsucht ihr entgegen.

Arnold liegt im Grase am Uferstrand; den Kopf etwas erhoben, auf die Hand gestützt, horcht er mit geschärften Sinnen in die Nacht hinaus.

Er erwartet sie. Wird sie kommen?

Sein junges Herz gibt sich zum erstenmal dem ganzen sinnberückenden Zauber seiner ersten, starken Liebe hin. Es ist wie eine Flut, die in ihrem stürmischen Andrängen alles, was sich da noch entgegenzusetzen wagt, zu verschlingen droht.

Er liebt — es gibt kein Höheres in der Natur, kein Mächtigeres. Und dennoch, was erhofft er, was begehrt er?

Und wenn sie nun käme, die er in fiebernder Pein und Ungebuld erwartet, wie soll er ihr entgegentreten, was darf er ihr sagen?

Müßte diesem Wiedersehen nicht sofortige Trennung folgen? Trennung vielleicht für immer? Und könnte das sein? Und wenn er sie hielte, könnte er sie wieder von sich lassen?

Aber er ist ein Soldat, der im Dienste einer Sache steht, die heute vielleicht noch eine verlorene ist, und er hat mit allem gebrochen, was bürgerliche Existenz bedeutet.

Will er die, die er liebt, nun an sein Schicksal ketten, mit hineinziehen in Kampf und Streit? Derselbe wird ein erbitterter sein, er fühlt es. Und man wird die aus Ueberzeugung darin Verharrenden absichtlich quälen, sie hezen, wie man das edle Wild hezt, weil es die grausamste Lust ist, hohe Kraft und Ausdauer endlich gebrochen und vor den Augen verenden zu sehen. Würde es alsdann ihm Trost sein, ein Weib zu haben, das mit ihm leidet und mit ihm fällt? Er hätte an seinem Teuersten ein Verbrechen begangen.

Und wenn es auch nicht zum äußersten käme, was kann er ihr bieten?

Ist er denn nicht ärmer als der Ärmste in diesem Kampfe?

Seine Mitstreiter haben gelernt ihre Arme zu rühren, und

sie können diese in ehlicher Weise verdingen, um Weib und Kind zu ernähren, aber er hat nichts gelernt als eine Feder zu führen, und diese kann und wird er nicht verkaufen.

Er schlägt mit dem Kopf gegen den Boden, und sich in das Gras wühlend, erstickt er sein Stöhnen.

Aber hoch! Rasch hebt er den Kopf, war es nicht ein Geräusch, das er vernommen? War es nicht Ruderschlag?

Ah, wie sein Herz wieder schlägt in Hoffnung und wahn-sinnigem Entzücken. Wenn sie es wäre! Wenn —. Er will sich einreden, daß er nichts mehr begehre, daß er zufrieden wäre und überglücklich, sie nur zu sehen, nur einmal noch, um ihr die Hand zu drücken — zum Abschied.

Elsas Boot näherte sich langsam; es gleitet unter den überhangenden Sträuchern dahin.

Es hat noch nicht den Landungsplatz erreicht, als eine Männergestalt behende in dasselbe sprang.

„Elsa!“ ruft er leise, und doch klingt der volle Herzensjubel hinaus, „du kommst — zu mir!“

Sie läßt das Ruder fallen und schon halten sie sich an den Händen.

„Ich mußte kommen,“ sagte sie voll einfacher Würde, und sie hatte damit all das Zwingende ausgesprochen, das sie dazu vermocht hat, die innere Notwendigkeit.

Ja, sie mußte kommen, wie hatte er auch nur zweifeln können, sie mußte kommen!

Er drückte ihre Hände an seine Brust, an seine Lippen, in leidenschaftlichem Dank und Angestium.

Da wehrt sie sanft ihn ab, und er wagt es nicht, sich dagegen aufzulehnen. Sie waren aus dem Boote gestiegen und gehen den Kiesweg entlang. Sie spricht zu ihm; ihr Stimme ist klar und sanft, wie Musik mildert sie sein Weh und sänftigt ihm das heiße Blut.

Sie hatten die Villa fast erreicht, und er bittet sie, damit sie nichts verrate, von rückwärts in die Küche einzutreten. Da zögert sie; einen Augenblick scheint sie zu überlegen und sagt dann leise und bittend: „Bleiben wir außen, die Nacht ist so schön; steigen wir noch ein wenig höher, da oben fühlt man sich so gut und so frei.“

Wie lieb sie das sagte, wie kindlich, und doch lag all das Große darin, was eine Menschenseele an Liebe und Vertrauen einer anderen entgegenbringt.

„Da oben wird uns auch niemand hören,“ erwidert er ebenso leise, „der Ton verhallt zwischen den Felsen.“

Sie erstiegen den Fußweg, der zwischen den Baumgruppen hindurch aufwärts führt; ihr Arm ruhte leicht in dem seinen. Der Weg war hier noch bequem genug, und sie gingen rüstig vorwärts.

Hier und da rollte ein Stein unter ihren Füßen hinweg und kollerte abwärts, dann zog er ihren Arm fester an sich.

Weider Schritt war elastisch; die jungen Glieder zeigten sich voll Kraft, und die Gleichartigkeit ihrer Bewegung, der genau geregelte Schritt brachte bei beiden die gleichen Muskeln und Organe in Tätigkeit.

Ihre Glieder bogen und streckten sich und ihre Lungen atmeten in gleichen Intervallen, ihr Herz klopfte in gleichen Schlägen.

Sie fühlten diese Uebereinstimmung, sie belebte sie, erfüllte sie mit physischem und seelischem Wohlbehagen.

Je höher sie kamen, um so beschwingter schienen sie, und ihre Brust atmete tief und voll und ihr Atem war frisch und würzig. Alles an ihnen zeugte von Jugend, Gesundheit und überquellender Lebenskraft. Sie hatten ein Plateau erreicht.

Bis hierher war der Weg durch Kunst hergestellt, weiter aufwärts hatte das Geröll ihn ungangbar gemacht, sie mußten Halt machen.

Dort zwischen zwei Schwarzjöhren war eine Bank gestanden. Elsa war mit dem Vater hier oft gesessen, aber sie erinnerte sich auch, wie räumlich eng sie war, und wie sie sich dicht an ihn schmiegen mußte. Sie wollte Arnold nicht dahin führen, sie fürchtete fast, er könnte sie entdecken. Hier war eine kleine

Trift von Moos und Alpenkräutern dicht bewachsen, hier und da ragte ein ebenso dicht bewachsener Stein hervor.

Hier ließen sie sich nieder, ein wenig von einander entfernt.

Sie sahen vor sich hinaus, über den dunklen See, nach den Hochtälern da drüben und nach den zackigen Gipfeln, an deren Rande der Mond stand.

Sie waren ja so hoch heraufgekommen, daß er ihnen wieder sichtbar geworden, aber schon sank er abermals unter ihr Gesichtsfeld hinab. Wie sie in dieser Einsamkeit so stille nebeneinander saßen, fühlten sie ihr Glück in solchem Uebermaß, daß es wieder fast zum Schmerz wurde. Sie sprachen kein Wort, sie sahen sich auch nicht an, sie berührten sich nicht, aber sie fühlten sich. Jeder ihrer Sinne war erhöht, jede ihrer Wahrnehmungen geschärft.

Es war eine ganz unglaubliche Ruhe, die sie hier umgab, aber in dieser scheinbar großen Stille der Hochmitternacht empfanden sie mit dem eigenen Herzschlag den Herzschlag der Natur, und gleich ihnen schien alles Sehnsucht zu atmen und Liebe.

Wie hell schien das zitternde funkelnde Licht der Sterne da oben; und mit den Lichtschwingungen, die aus unendlichen Fernen in unsere Atmosphäre hereinragen und auch sie berührten, schien ein leises Tönen verbunden. Und der Windhauch, der über die Oberfläche des schlummernden Wassers daherkam, sie kaum bewegend, sang er nicht auch? Und welche süßen Wohlgerüche brachte er mit; sie vereinigten sich mit denen der Alpenkräuter um sie herum zu balsamischem Duft.

Jetzt schwirrte ein glühender Funke vorüber, einen Augenblick schien er in der Luft zu stehen, dann veränderte er die Richtung und kam wieder zurück. Es war ein Leuchtkäfer, der seinen lautlosen aber feurigen Hochzeitstanz tanzte. Im Grase lag die Braut, ein Demant funkelte nicht herrlicher, bald hat er sie gefunden.

Also auch in diesem niedern Tier erhöhte Phosphoreszenz, erhöhte Nerventätigkeit, und die Liebe der höchste Ausdruck in der Natur, das Hohelied der Schöpfung, Gott selbst.

In diesem Augenblick hatten sich ihre Hände gefunden und umschlossen — wie wenn zwei verschiedene Pole sich berühren, durchzuckte es sie — der elektrische Strom ging von dem einen Körper in den andern über.

Glaubt ihr euch noch trennen zu können? Ihr seid verbunden.

Sie lächelten, sie ahnten es vielleicht, und jetzt fanden sie auch die Sprache wieder. „Sag' mir alles“, flüsterte Elsa, „verbirg mir nichts von dem, was dein Schicksal so geändert hat, und was in Zukunft dich bedroht“.

„Ja Elsa, zwischen uns soll kein Geheimnis mehr sein“. Und er erzählte ihr den Konflikt mit dem Vater und das tragische Ende seiner Mutter.

Sie schluchzten beide. Es ist das Zuviel ihres Herzens, das

durch Tränen sich Luft macht und sie am Erstickten hindert. Aber das Verbrechen dieses Mannes erscheint ihnen auch so verabscheuungswürdig, und wie sie sich jetzt an den Händen halten, und jeder in dem Sein des andern sich wieder fühlt und wieder findet, können sie es in seiner Unmännlichkeit nicht fassen.

Was dieser jungen Mutter widerfahren war, ist ein Schimpf, der dem ganzen Geschlechte angetan ward, und es schien Arnold, als sei auch dieser Reinen hier damit ein Unrecht zugesügt worden.

Da wendet er sich plötzlich von ihr ab und springt empor; und ist er seiner selbst so sicher, so sicher, daß er nicht ein ähnliches Verbrechen begehe? Er empfindet seine ganze Schwäche, er fürchtet sich vor sich selbst.

„Wir müssen uns trennen“, sagt er in einem eigentümlich gepreßten Ton, „ich will gehen“.

Sie bleibt unbeweglich, ihr Kopf gesenkt, von ihm hinweggewendet.

„Es muß sein“, sagt er wie in Selbstermutigung, aber er bleibt vor ihr stehen. Ihr Schweigen, ihre Regungslosigkeit machen ihn betroffen, beginnen ihn zu beunruhigen. Was geht in ihr vor? Will sie ihn so entlassen, ohne ein Zeichen, ohne ein Wort, oder —? Er sieht forschend zu ihr herab, aber die Nacht verhüllt ihm neidisch ihr Antlitz. Er will Gewißheit.

Und nieder kniet er an ihrer Seite, er beugt sich über sie, er lauscht auf ihren Atem, und jetzt legt er ihren Kopf sanft gegen seine Brust, und leise tasten seine Finger, wie kosend, über ihre Augen, ihre Wangen — Sie sind überströmt von Tränen. Da erfaßt ihn wilde Inbrunst und Manneszärtlichkeit; er umschlingt sie mit beiden Armen, er zieht sie schützend an seine Brust und küßt ihr die weinenden Augen trocken, und küßt ihr den bebenden Mund, und schluchzt nun selbst auf, in der seligen Raserei der Leidenschaft. Dann drängt er sie plötzlich von sich. „Geh“, sagt er, und der kurze Laut dringt nur mühsam über seine Lippen; „verlaß mich“, — „geh' du zuerst — vertrau' mir nicht länger — hab' Erbarmen —“ Und dann in gewaltsamer Anstrengung und mit einem rauhen, fast zornigen Akzent: „Geh', unten liegt dein Boot — steig' ein, und wenn ich dir nachkommen will, schlag' mit dem Ruder nach mir, wie nach einem wilden Tier — geh' — oder —“ Aber schon umschlingt er sie aufs neue, und er drückt sie fester an sich, und drückt die heißen, verlangenden Lippen an die ihrigen — und er erstickt sie unter seinen Küssen. Sie ist ja doch sein. Da ringt sie sich von ihm los und stößt ihn von sich, heftig und kraftvoll.

Er taumelt von ihr hinweg, einem Trunkenen gleich.

Er will sich entfernen, aber als er läge er der sinnlosen Dual, wirft er sich auf den bemosten Boden nieder, sich Haupt und Brust zerwühlend.

(Fortsetzung folgt.)

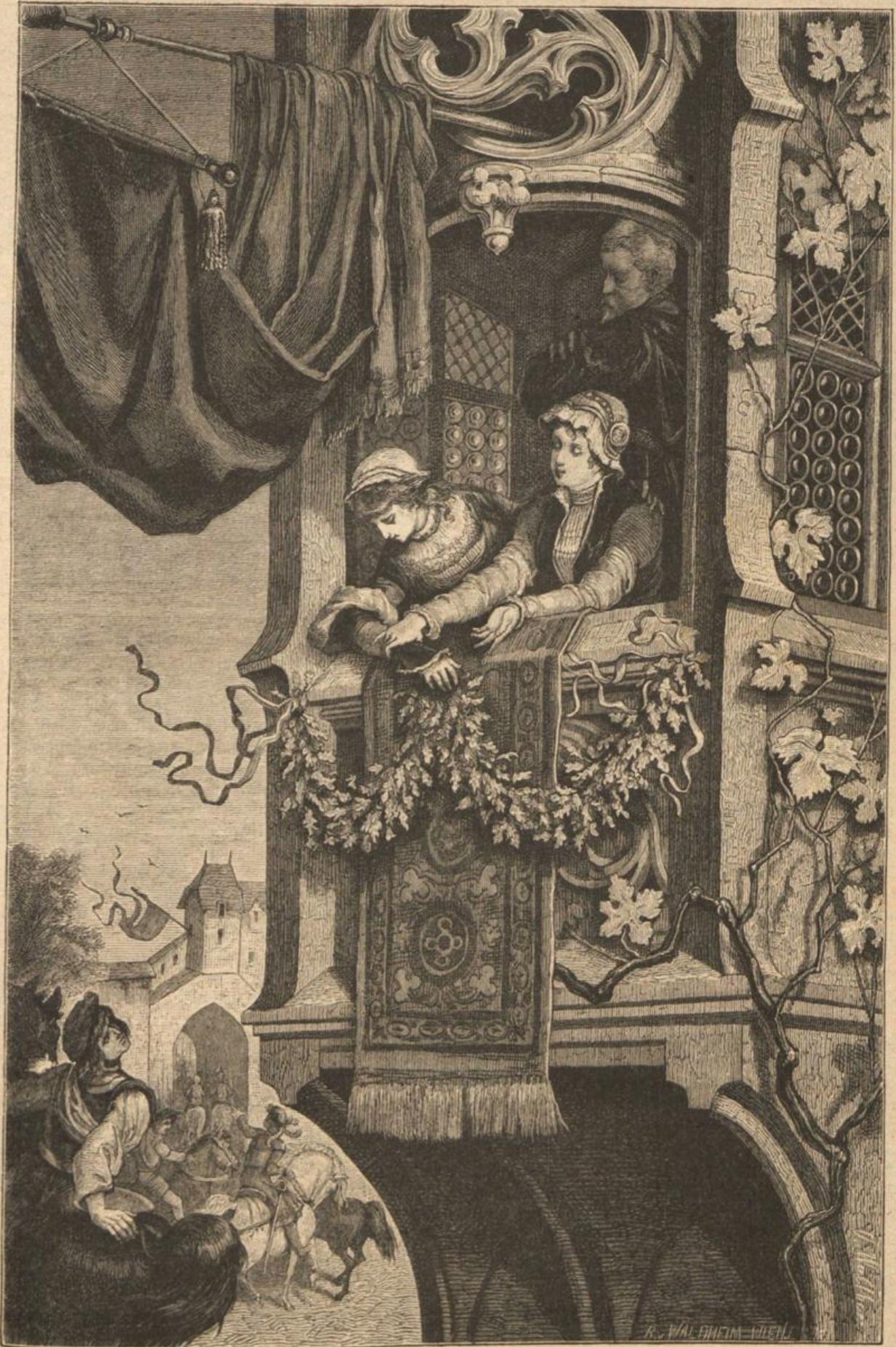
Der Somnambulismus.

Von Karl du Prel.

(Schluß.)

Wer, im System befangen, von der Voraussetzung ausgeht, daß alle Psychologie in Physiologie auflösbar sein muß, der muß konsequenter Weise das Hellsehen leugnen. Und wenn er zwischen Ursache und Bedingung nicht unterscheidet, dann muß er es für eine Unmöglichkeit erklären, daß ein Mensch dadurch hellsehend werden kann, daß ein anderer Mensch an seinem Leibe magnetische Striche herunterführt. Diese Unmöglichkeit wird aber auch jeder Einsichtige zugeben; es liegt in der menschlichen Hand keine Kraft, um einen anderen hellsehend zu machen. Wohl aber ist Folgendes logisch möglich: Bei den magnetischen Strichen, die ich an einem fremden Organismus herabführe, entströmt meiner Hand ein materielles Agens, das für den Sehnerv unsichtbar ist, außer etwa in der Dunkelkammer. Indem dieses Agens in den fremden Organismus übergeht, sich mit

dem gleichartigen Agens desselben verbindend und es in noch nicht genügend aufgeklärter Weise verteilend oder lokalisierend, wird der Organismus in tiefen Schlaf versenkt. Bis hierher reicht der Kausalzusammenhang: der magnetische Strich ist Ursache des magnetischen Schlafes. Angenommen nun, es fänden in diesem Schlafe gewöhnliche Traumvisionen statt, so ist von diesen nicht mehr der Strich die Ursache, sondern die letzte Wirkung des Striches, der tiefe Schlaf, ist seinerseits wiederum die Bedingung jener Visionen, deren Ursache aber im Inneren des Organismus, nämlich in seinen physiologischen Dispositionen liegt. Noch viel weniger kann der magnetische Strich Ursache der wahren Visionen des Hellsehens sein. Aber in dem von ihm verursachten Schlafe findet eine Verschiebung der psychophysischen Schwelle statt; die für den wachen Zustand konstante



„Lichtenstein.“ (Seite 529.)

Trennungslinie zwischen Bewußtem und Unbewußtem wird also verlegt, ein neues Empfindungsmaterial wird geliefert, zunächst aus der inneren Körpersphäre, sodann aber auch aus der Außenwelt, und mit den neuen Empfindungen stellen sich naturgemäß auch neue Erkenntnisse und Fähigkeiten ein. Der magnetische Strich ist also nicht Ursache dieser Fähigkeiten, die schon latent in uns lagen, sondern er hat nur durch Unterdrückung des sinnlichen Bewußtseins das Hindernis hinweggeräumt, daß der Entfaltung dieser Fähigkeiten im Wege stand. Der magnetische Strich liefert also lediglich die Bedingung, bei deren Gegebensein es möglich ist, daß das vom sinnlichen Bewußtsein des Wachens unter die Schwelle zurückgehaltene transzendente Subjekt die Empfindungsschwelle überschreitet.

Das alles ist nicht nur logisch möglich, sondern durch tausende von Experimenten schon als Tatsache konstatiert. Vom Licht der Sinne gilt also, was vom Licht der Sonne gilt. Diese erzeugt nicht die Fixsterne und vernichtet sie nicht, sondern läßt sie nur optisch hervortreten und verschwinden, je nachdem sie untergeht oder aufgeht; in gleicherweise tritt das transzendente Subjekt aus dem Unbewußten hervor oder ins Unbewußte zurück, je nachdem das sinnliche Bewußtsein untergeht oder aufgeht.

Es ist ganz vergeblich, jemanden das Hellsehen auch nur seiner logischen Möglichkeit nach begreiflich zu machen, wenn er nicht diesen wichtigen Unterschied zwischen Ursache und Bedingung einfließt. Und doch findet sich diese Einsicht schon bei dem alten Plutarch, wenn er sagt: „Sowie die Sonne nicht erst dann, wenn sie aus den Wolken entweicht, glänzend wird, sondern es beständig ist und nur wegen der Dünste uns finster und unscheinbar vorkommt, ebenso erhält auch die Seele nicht erst dann, wenn sie aus dem Körper wie aus einer Wolke hervortritt, das Vermögen, in die Zukunft zu sehen, sondern besitzt es schon jetzt, wird aber durch ihre Vereinigung mit dem Sterblichen geblendet“*).

Durch die Wiederentdeckung jener geheimnisvollen Kraft, die wenig zutreffend als tierischer Magnetismus bezeichnet wird, ist für eine Experimentalpsychologie die Grundlage gelegt. Daß aber dieser Entdeckung die Anerkennung noch immer nicht in genügendem Maße gefolgt ist — erst die neueren regen Untersuchungen über Hypnotismus kündigen eine Wendung zum Besseren an — erklärt sich leicht, wenn man bedenkt, welche Konzeption von Seiten der Arzneiwissenschaft in dieser Anerkennung läge. Die bloße Definition der Sache zeigt schon genügend die Schwierigkeit an, die ihr im Wege stehen. Ich wähle mit Absicht eine Definition, die den Mesmerismus auf seinen paradoxesten Ausdruck bringt, aber gleichwohl zutreffend ist. Die magnetische Behandlung ist eine Heilmethode, worin der Patient die Rolle des Arztes übernimmt — er nimmt seine eigene Diagnose vor und gibt selbst die Heilmittel an — während der Arzt, insofern als er mit dem Magnetiseur zusammenschließt, die Arznei bildet. Das zu glauben wird einem Arzte ziemlich schwer fallen; man wird große Mühe haben, ihn zu überzeugen, daß ein ungebildeter Mensch im Schlafe von Diagnose und Therapie mehr verstehen sollte, als ein hochgebildeter Arzt im Wachen.

Der Widerstand begreift sich also. Aber daß der Magnetismus und Somnambulismus ein Heilmittel ist, geht unwiderleglich schon daraus hervor, daß es einen natürlichen Somnambulismus gibt, den die Natur bei manchen Krankheiten als kritisches und wohlthätiges Symptom herbeiführt; daß ferner der künstliche Magnetismus einen sehr tiefen Schlaf herbeiführt, der die anerkannten heilsamen Wirkungen des leichten Schlafes in erhöhtem Maße nach sich ziehen muß. Der Tiefe des Schlafes entspricht aber nicht nur seine physiologische Heilkraft, sondern auch die Klarheit des innerlichen Erwachens, weil sie den Verschiebungsgrad der Empfindungsschwelle bestimmt. Durch diese Verschiebung erstreckt sich die Wahrnehmungsfähigkeit auf die inneren Zustände und steigert sich zur klaren inneren Selbst-

schau. Dies macht eine Diagnose möglich, deren Wert nicht geringer anzuschlagen ist, wenn auch die technischen Ausdrücke der Wissenschaft dabei nicht zu Gebote stehen.

Aber auch inbezug auf die Außenwelt ist der Organismus nicht bloß den Einwirkungen unterworfen, welche uns im Wachen bewußt werden, sondern auch noch anderen, die, weil unterhalb der Empfindungsschwelle liegend, erst mit Verschiebung derselben wahrgenommen werden. Von den chemischen Substanzen des Mineral- und Pflanzenreiches erfährt er Einflüsse, die im Wachen nur höchst selten als Idiosyncrasien zur Geltung kommen, und er fühlt ihr nützlich oder schädliches Verhältnis zum Organismus, wie es im tierischen Instinkt geschieht. Auf diesem Vermögen beruht die Fähigkeit der Somnambulen, sich selber die geeigneten Heilmittel zu verordnen.

Die merkwürdigen Fähigkeiten des Somnambulen finden sich nicht immer alle zusammen in einem Individuum vereinigt, sondern häufig nur vereinzelt, so daß die Beobachtung mehrerer Fälle dazu gehört, um ein Gesamtbild dieses Zustandes zu erhalten. Zudem sind die individuellen Unterschiede sehr bedeutend.

Ueber das Wahrnehmungsorgan und die Wahrnehmungsweise der Somnambulen ist man noch sehr im Dunkel. Da das Hirnbewußtsein der Somnambulen unterdrückt ist, hat man das Gangliensystem mit dem Somnengeflecht als Zentrum für ihr Wahrnehmungsorgan erklärt, insofern mit Recht, als mit den psychischen Funktionen im Somnambulismus Veränderungen im Gangliensystem ebenso parallel gehen, wie das sinnliche Bewußtsein mit Veränderungen des Gehirns parallel geht, welchen Parallelismus die Materialisten in ein Kausalverhältnis verwandeln zu dürfen glauben.

Wenn die Somnambulen selbst von ihrer Wahrnehmungsweise reden, geschieht es naturgemäß in der Sprache der Sinne; sie sprechen also von Sehen, Hören u. Es ist dies natürlich nur ein Behelf, und man kann nicht etwa das räumliche Fernsehen so auffassen, als würde der Gesichtssinn durch den Somnambulismus eine teleskopische Erweiterung erfahren. Es ist daher besser, die Bezeichnung der Wahrnehmungsweise des „inneren Sinnes“ als eine bloße Uebersetzung in die Sprache des Wachens anzuerkennen, statt in wörtlicher Auslegung dieser Bezeichnung sich zum Szeptizismus verleiten zu lassen oder verfrühte Definitionen dieses inneren Sinnes vorzunehmen. Mit Bestimmtheit können wir nur sagen, daß, aber nicht wie die Somnambulen wahrnehmen! Und da wir die Allgemeingültigkeit des Kausalitätsgesetzes auch für diesen Zustand voraussetzen müssen, so folgt daraus notwendig die Existenz eines Wahrnehmungsorgans und ein gesetzmäßiger, durch ein materielles Agens vermittelter Zusammenhang zwischen diesem Organ und der Außenwelt, der zwar auch im Wachen vorhanden ist, aber unterhalb der Empfindungsschwelle verläuft, deren Verschiebung im Somnambulismus die Wahrnehmung möglich macht. Wenn man einen Träumer fragen könnte, ob er schlafe, so würde er es verneinen; diese Frage verneinen auch die Somnambulen mit Bezug auf ihr inneres Wachen, und zwar mit um so mehr Recht, als, was sie wahrnehmen, ein Teil der Wirklichkeit ist. Mag nun auch dieser innere Sinn ein noch sehr dunkles Wort sein, so sind doch die äußeren Sinne im Somnambulismus der Art geschlossen, daß sie für die innere Wahrnehmung nicht in Betracht kommen; es ist also nicht befremdend, zu hören, daß sogar Blindgeborene im Somnambulismus sehen*), wie sie auch im gewöhnlichen Schlafe Traumbilder haben.

Um die verschiedenen psychischen Funktionen der Somnambulen begreiflich zu machen und die dagegen gerichteten Zweifel zu zerstreuen, ist eine längere Untersuchung nötig, die ich mir für eine eigene Schrift vorbehalte. Hier muß ich mich auf bloße Andeutungen beschränken, die aber genügen mögen, um zu zeigen, daß sowohl Erkenntnisweise als Erkenntnisinhalt der Somnambulen über das sinnliche Bewußtsein und Selbstbewußtsein hinausragen. Diese bilden daher nur einen der uns Menschen

*) Plutarch, über den Verfall der Orakel.

*) Kiefer, Archiv für tierischen Magnetismus. II, 1. S. 22.

möglichen psychischen Zustände, und nur der halbe Mensch ist definiert, wenn man nur sein geistiges Wesen im Wachen in Betracht zieht. Nicht im Wachen wohl aber im Somnambulismus vermögen wir es, die Diagnose unseres Inneren vorzunehmen und die nötigen Heilmittel anzugeben. Ein Gegensatz zum Wachen zeigt sich auch in der größeren Angemessenheit der Mienen und Geberden zu den inneren Empfindungen der Somnambulen; ihre Sprache veredelt sich und ihr Erinnerungsvermögen umfaßt längst vergessene Dinge. Ihre Visionen sind häufig allegorisch, wie ja häufig schon im gewöhnlichen Traum, so daß sie selbst oft den Sinn derselben nicht verstehen. Ihre Mienen verraten den Ausdruck eines ihrer neuen Lage entsprechenden Nachsinnens und ein hochgesteigertes Wohlsein. Wenn ihr inneres Leben zur höchsten Klarheit sich steigert, so zeigen sie auch eine moralische und intellektuelle Steigerung, welche letztere aber nicht als erhöhte Reflexion aufzufassen ist, sondern intuitive Erkenntnisweise, wie es stattfindet in den mit dem Somnambulismus verwandten Zuständen des Instinkt und der künstlerischen Produktion, mit vorwiegender Beteiligung des Gefühls und der Phantasie. Nehmen wir hierzu noch das Hellsehen mit seinem Abstreifen der Erkenntnisformen Raum und Zeit — worin die beste Bestätigung der Lehre Kants liegt — so kann man wohl sagen, daß sich im Somnambulismus eine dem sinnlichen Bewußtsein verschlossene Welt offenbart, und ein dem normalen Selbstbewußtsein verschlossenes Ich. Die physiologische und philosophische Erkenntnistheorie sind darüber längst im Reinen, daß die Welt unsere Vorstellung ist, die sich mit der Wirklichkeit nicht deckt; sie anerkennen eine jenseits unserer Sinne liegende transzendente Welt. Dies wird bestätigt durch den Somnambulismus; er zeigt, daß unser Bewußtsein die Welt nicht erschöpft, indem die bloße Verschiebung der Empfindungsschwelle auch den Schleier von der transzendentalen Welt einigermassen lüftet; er zeigt aber auch, daß das Gleiche vom Selbstbewußtsein, als einem bloßen Spezialfall des Bewußtseins, gilt, d. h. daß unser Selbstbewußtsein unser Ich nicht erschöpft, indem eine bloße Verschiebung der Empfindungsschwelle die transzendente Verlängerung des Ich als Bewohner jener transzendentalen Welt erkennen läßt.

Bisher ist das Unbewußte von der Physiologie nur anerkannt worden inbezug auf die vegetativen Funktionen des Organismus, die sich ohne Anteil des bewußten Willens vollziehen, und im Denken, indem sie den im Bewußtsein auf-

tauchenden Gedanken als Endresultat eines unbewußten Prozesses auffaßt. Einen größeren Schritt hat die Philosophie getan, und Hartmann hat in der ganzen Welt der Erscheinungen diesen für unser Bewußtsein unauflöselichen Kern des Unbewußten nachgewiesen. Damit ist nun für die Weiterentwicklung der Philosophie eine bestimmte Richtung angezeigt. Zunächst handelt es sich um eine nähere Definition des Unbewußten. Offenbar ist eine solche nur dann möglich, wenn Zustände des Menschen gegeben wären, worin die normale Empfindungsschwelle unseres Bewußtseins und Selbstbewußtseins verschoben ist. Das geschieht nun im Somnambulismus. Wir erkennen aus ihm, daß unsere unbewußten Funktionen nur relativ unbewußt sind, nämlich nur für den sinnlich erkennenden Menschen, daß sie aber begleitet sind von einem transzendentalen Bewußtsein — wodurch eben die Selbstdiagnose der Somnambulen möglich wird. Das Gleiche gilt vom Instinkt und der genialen Produktion, die ebenfalls vom transzendentalen Bewußtsein begleitet sind. Weil nun aber dieses transzendente Bewußtsein unserem Ich in seiner transzendentalen Verlängerung angehört, und die Individualität im Somnambulismus keineswegs panteistisch zerfließt, sondern sogar gesteigert wird, so muß zunächst von dem Unbewußten der panteistischen Systeme eine große Provinz losgetrennt werden, und der metaphysische Individualismus tritt wieder in sein ihm verkümmertes Recht.

Das Individuum liegt also diesseits und jenseits der Empfindungsschwelle. Diese beiden Hälften unseres Wesens verhalten sich aber wie zwei Schalen einer Waage; die eine taucht über die Empfindungsschwelle in dem Maße auf, als die andere sinkt. Wenn die Somnambulen erwachen, schrumpft ihr Bewußtsein und Selbstbewußtsein zum normalen Zustande des Wachens zusammen. Die Empfindungsschwelle bewirkt also allerdings einen Dualismus unseres Wesens; aber es ist das ein gleichsam nur optischer Dualismus von zwei Personen eines monistischen Subjekts, wie ein Doppelstern in seinem gemeinschaftlichen Gravitationspunkt monistisch aufgehoben ist. Die menschliche Seelenlehre, welche von der modernen Naturwissenschaft wegen ihres Dualismus preisgegeben worden ist, verliert also dieses anstößige Merkmal und wird monistisch.

So bildet also der Somnambulismus die Grundlage für ein den Menschen betreffendes Lehrgebäude, dessen Inhalt sich zusammenfassen läßt als Lehre von der Zweieinigkeit des Menschen.

Unser Bauwesen und seine Reform.

Von Karl Frohme.

(Fortf. statt Schluß.)

Schwerwiegend sind auch die wirtschaftlichen Nachteile des Mietskasernensystems. Es veranlaßt, — besonders in Zeiten, wo der Wohnungsmangel von den Mietskasernenbesitzern durch Steigerung der Mieten ausgenutzt wird — häufigen Wohnungswechsel. So wechselt in Berlin nahezu die Hälfte aller Mieter jährlich ihre Wohnung. Niemand ist sicher, im nächsten Quartal noch in der gegenwärtig von ihm bewohnten Behausung zu sein. Es geht ein Zug der Unruhe und Beängstigung durch die Masse der Mieter. Ein flüchtiges Nomadenleben tritt an die Stelle einer ruhigen angelegenen Existenz. Es bildet sich eine ewig wandernde, sich gewaltsam drängende und stoßende Bevölkerung, welche voll Mißmut über die Unsicherheit ihres häuslichen Lebens und über die unverhältnismäßig hohen Preise ihres zeitlichen Obdachs das Gefühl der Anhänglichkeit an den heimatlichen Boden notwendig einbüßen muß.

Diese Klasse geradewegs heimatloser Menschen bildet in jeder Großstadt die immense Majorität, den Grundstock der Bevölkerung. Ihr gegenüber steht eine Minorität, welche von den Häusern, die sie besitzt, nicht bloß ihre Lebensrente bezieht, sondern dieselbe auch auf Kosten der Mehrheit mühelos steigert, wo es irgend angeht. „Hierdurch bildet sich“ — sagt Geheim-

rat Dr. Engel — „ein neuer Klassenhaß aus, ein Haß zwischen Vermietern und Mietern.“

Der häufige Wohnungswechsel als Folge des Mietskasernensystems macht einen großen, völlig unproduktiven Aufwand für Umzugskosten nötig, führt Beschädigung, also Entwertung der Mobilien herbei und leistet der Unsolidität ausgedehnter Industriezweige bedeutend Vorschub.

Die meisten derjenigen, welche nie in einer Wohnung heimisch werden können, bald in diese bald in jene geworfen werden, richten sich so ein, daß sie ihre Mobilien und sonstigen Einrichtungen bei jedem Wechsel ganz oder zum Teil mit wechseln. Entweder sie mieten sich Möbel auf bestimmte Zeit, oder sie nehmen auf wohlfeilen Hausrat bedacht, den sie morgen mit derselben Gleichgiltigkeit verlaufen, mit welcher sie ihn heute anschaffen. Gleichzeitig sind sie bestrebt, durch äußerliche Eleganz ihrer häuslichen Einrichtung deren innere Wertlosigkeit zu verdecken. Die Erfahrung hat eben gelehrt, wie sehr die Möbel bei häufigen Umzügen an ihrem Werte verlieren, und nicht mit Unrecht heißt es deshalb im Volksmunde: „Dreimal umziehen ist so schlimm wie einmal abbrennen.“

Hier hätten wir also einen sehr engen Zusammenhang der

Wohnungsnot mit der zunehmenden Unsolidität der Erzeugnisse vieler Wohnungsausstattungs-Gewerbe, in denen sich mehr und mehr das Bestreben geltend macht, durch äußere, leicht aufgetragene Eleganz die Möbel und den sonstigen Hausrat dem Auge des Käufers angenehm zu machen, während sie bei näherer Betrachtung sich als der ärgste Schund erweisen. Wirklich solide Möbel sind, wenigstens für die Masse der Bevölkerung, schon längst eine Seltenheit geworden, und unterliegt es sonach keinem Zweifel, daß am Verfall der Möbelschreinerei die Wohnungsverhältnisse einen großen Teil der Schuld tragen.

Wie schon bemerkt, ist das Umziehen eine durchaus unproduktive, also den Nationalwohlstand schädigende Arbeit. Die positiven Kosten derselben berechnet Engel für Berlin z. B. auf 4 % des Mietzinses, was gegenwärtig die Summe von über 4 Millionen Mark jährlich ausmachen würde. Dazu kommt noch der Verlust, der dadurch herbeigeführt wird, daß die Umziehenden in ihrer Berufstätigkeit, also in ihrem Erwerb gestört sind, und zwar einmal durch das oft tagelange Suchen nach einer Wohnung, sodann durch den Umzug selbst. Viele Millionen an Arbeitswert gehen auf diese Weise jährlich verloren.

Eine andere zu ernster Betrachtung herausfordernde Tatsache ist, daß durch den Mietskasernenbau und den mit demselben betriebenen schamlosen Wucher der Geist der Unsolidität auch in die Baugewerbe kommt.

Die Entwicklung unserer sozialen und wirtschaftlichen Verhältnisse hat es leider mit sich gebracht, daß die dringendsten Lebensbedürfnisse als Gegenstand des größten Konsums Objekt der niedrigsten und rücksichtslosesten Spekulation sind.

Mietssteigerungen und Häuserschacher bedingen sich, wie die Erfahrung lehrt, gegenseitig. Es ist verhältnismäßig selten, daß jemand ein Haus baut, lediglich um darin zu wohnen, um ein dauerndes Heim zu haben. Die meisten der Häuser, die in den Städten erbaut werden, dienen dem Zwecke, durch Vermietung der Wohnungen eine Erwerbssquelle zu sein.

Haus- oder Mietherr zu sein ist in allen Städten, wo das Etagenwohnen Sitte ist, ein besonderer Lebensberuf geworden, — ein Beruf, bei welchem einerseits die Prozente des im Hausbau oder -Kauf angelegten Kapitals, andererseits der äußere Schein der Häuser die erste Rolle spielen.

Die meisten Bauunternehmer bauen in der ganz bestimmten Absicht, die erbauten Häuser möglichst bald und mit möglichst hohem Profit wieder zu verkaufen. Dies macht das solide Bauen mehr und mehr zur Ausnahme, das unsolide zur Regel. Das Haus ist seinem Erbauer oder seinem Eigentümer gleichgültig; er betrachtet es nur als eine Waare, die er schnell und mit großem Nutzen loszuwerden sucht; er hat deshalb auch nicht das geringste Interesse an der gesunden Beschaffenheit des Baugrundes und des Hauses, an der Güte der verwendeten Materialien und der Solidität der Arbeiten. Sein Bestreben ist: die äußerste Billigkeit zu erzielen, und in diesem Bestreben kommen ihm die üblen Verhältnisse, unter denen das Handwerk leidet, nur zu sehr zu Hilfe.

Es ist eine Erfahrungstatsache, daß die meisten Bauunternehmer direkt und in der unverschämtesten Weise auf die Notlage der Bauhandwerker spekulieren und daß sehr viele gewissenlos genug sind, die Handwerker dadurch, daß sie ihnen gegen Verschreibung ihres Eigentums Darlehen geben, fest an sich zu fetten und sie so zu willenlosen Werkzeugen ihrer betrügerischen Unternehmungen zu machen.

Wer über den Verfall der Baugewerbe, über den in dieselbe hineingetragenen Geist des Schwindels und der Unsolidität klagt, der möge diese Tatsachen berücksichtigen!

Um die Korruption vollständig zu machen, tritt der Baustellen-Wucher hinzu, der mit Recht als „die verderblichste und verdamulichste Konsequenz des monopolistischen Charakters des Grundeigentums“ zu bezeichnen ist. Er äußert sich besonders da, wo mehr Wohnungsuchende als Wohnungen vorhanden sind, wo also eine Wohnungsnot überhaupt besteht. In solchem Falle handelt es sich für den Spekulant darum,

entweder durch Neubauten auf bisher unbebauten Stellen, oder durch Ausbau, Vergrößerung bezw. Erhöhung bereits vorhandener Bauten neue Wohnräume zu schaffen. Wo die Baustellen sehr teuer sind, pflegt man zunächst letzteres zu tun; man nutzt den Vertikalraum bereits gebauter, niedriger oder weit angelegter Häuser durch Einbauung von Kellerwohnungen, Stockverkaufsetzung, Zubauung der Höfe und Gärten u. a. aus möglichstste aus. Ist das geschehen, dann wirft sich die Spekulation auf Erwerb von Bauplätzen zur Errichtung neuer Mietskasernen, wobei dann der Charakter des Mangels aufs unzweideutigste und entschiedenste zutage tritt. Dieser besteht ja eben darin, daß sein Objekt — der Grund und Boden — im Besitze weniger und nur in beschränkter Menge vorhanden ist, während das Bedürfnis vieler und die Nachfrage nach der Nutzung desselben unbeschränkt ist. Daraus erklärt sich, daß die großstädtischen Baustellen sehr hoch im Preise steigen, und daß dieser hohe Preis zu einer vornehmlichen Ursache der Verteuerung der Gebäude und Wohnungen wird.

Dieser Wertzuwachs des Grund und Bodens und damit der Gebäude und Wohnungen nun fällt dem Spekulant ohne die geringste Arbeit und Gefahr in den Schoß. Aus der Sucht, an solchem mühelosen Erwerb teilzunehmen, entsteht das sogenannte Grundstück. Ein professioneller Baustellenwucher schamlosester Art bildet sich aus, der in seinen korrumpirenden Wirkungen die Korn- und Geldjobberei bei weitem übertrifft.

So war bereits im Jahre 1873 sämtliches Land in zweimeiligem Umkreise von Berlin in die Hände von Baupespekulanten übergegangen; zum großen, wo nicht zum größten Teile ist es heute noch nicht bebaut. Ebenso war damals in Dresden sämtliches Land bis eine Meile von dem südlichen und östlichen Tore der Stadt zu enormen Preisen aufgekauft; noch heute geht der größte Teil desselben unbebaut von Hand zu Hand.

Häufig sind es, wie in Berlin, zunächst Aktiengesellschaften, die den Baustellen-An- und Verkauf en gros betreiben. Die Profite, welche derartige Gesellschaften zu Zeiten schon gemacht haben, sind von kaum glaublicher Höhe. Die „Berliner Baubereinsbank“ z. B. erwarb im Jahre 1872 Areal die Quadratrute zu 420 Mark, wenige Wochen später verkaufte sie dieselbe zu 1026 Mark, also einen Profit von 606 Mark! Der berliner „Tiergartenverein“ verdiente in den ersten vier Wochen nach seiner am 12. Januar 1872 erfolgten Gründung nahezu eine Million Mark. Der Bauverein „Königsstadt“ erwarb die Rute Baugrund mit 250 Mark und verkaufte sie mit 792 Mark. Ein einziger Spekulant, der es verstand, die Baubereien Lichterfeldes bei Berlin zu erwerben und nach allen Regeln der Kunst „anzuschlachten“, erzielte daraus einen Reingewinn von mehreren Millionen Mark.

Sind solche Gewinne auch dem „Erfolge ehrlicher Arbeit“ gleichzustellen, oder mit welcher anderer Bezeichnung muß man sie belegen? Auf diese Frage wird jeder Leser selbst die richtige Antwort sich geben können!

Ferne liegt es uns, dem Einzelnen, der einmal eine ihm gehörende Baustelle oder ein Haus teuer verkauft, und so „arbeitslosen Kapitalwert“ eingestrichen hat, eines Verbrechens gegen die Volkswohlfahrt zu beschuldigen. Es ist ja leider nun einmal so, daß unter der heutigen schrankenlosen freien Konkurrenz der Selbstsucht ein Einzelner leicht zu Grunde geht, wenn er seine Selbstsucht nicht auch walten läßt. Diejenigen alle, die den Baugrund- und Häuserwucher systematisch und professionell betreiben, trifft diese Beschuldigung mit vollem Recht. Sie gestalten das private Grundeigentum zu einer Hauptquelle der Volksbedrückung und des arbeitslosen Erwerbes; sie vermindern sich schwer an der Menschheit, indem sie die Nutzung eines Gutes, des Grund und Bodens, verkümmern, daß die Natur den Menschen freiwillig, ohne Menschenarbeit gegeben hat, wie die Luft und das Sonnenlicht. Ihr verruchtes System ist unendlich viel ausfaugender und drückender, als die schwersten Staatsabgaben; — je größer das Elend des Volkes infolge der Wohnungsnot, je größer ist ihr Profit.

Den allerschwersten Vorwurf verdienen diejenigen Gemeinbe-



Die St. Ggidienkirche zu Nürnberg. (Seite 530.)

vertretungen, die kein Bedenken tragen, mit dem Grund und Boden der Gemeinde Wucher zu treiben, entgegen ihrer Pflicht, die Wohlfahrt ihrer Bürger nach Kräften zu fördern und besonders des wirtschaftlich schwachen Teiles der Bürger sich anzunehmen. So kauft z. B. erwiesenermaßen die Stadt Leipzig möglichst viel bebaubares Areal zu möglichst billigen Preisen auf und veräußert es dann wieder an Baulustige zu möglichst hohen Preisen und unter Bedingungen, welche die Erbauung billiger Wohnungen nicht gestatten. Die Folge dieses Wuchers ist die Verdrängung der ärmeren Bevölkerung in die Vorortsgemeinden, die dadurch mit Armut überlastet werden.

In manchen Gemeindevertretungen machen förmliche Kolonien von Grundstück-Spekulanten ihren korrumpirenden Einfluß geltend. Die Masse der ökonomisch schwachen und abhängigen Bevölkerung hat ja meistens in Sachen der städtischen Verwaltung wenig oder gar nicht mitzusprechen.

Wenden wir uns nun zu einer besonderen Art des Bau-schwindels, unter der hauptsächlich die Bauhandwerker viel zu leiden haben. Dieselbe besteht darin, daß Bauplatzspekulanten an mittellose, oft als notorische Schwindler bekannte Unternehmer Bauplätze mit äußerst wenig Anzahlung gegen hypothekarische Belastung mit der Kaufpreissumme und unter der Bedingung teuer „verkaufen“, daß der Platz binnen kurzer Zeit bebaut ist. Hierauf nun suchen die Unternehmer gegen Bauhypotheken Geld, welches ihnen nach Fertigstellung jeder Etage gegen hohe Prozente und Nebenspesen geliehen wird, und womit sie einen Teil der Bauhandwerker bezahlen, um von diesen Kredit zu erhalten. Meistens sind die Darleiher von Geld gegen Bauhypotheken wiederum die Bauplätzeverkäufer selbst, oder mit denselben unter einer Decke stehende Banquiers. Infolge der Hypothekenversicherung erwerben sie den Neubau meist, wenn der Unternehmer, nachdem er einige Zeit auf Kosten des unsoliden Kredites gelebt hat, bankrott macht, während die Bauhandwerker zum größten Teile unbezahlt bleiben. Gelingt es indes einem solchen Unternehmer seinen Kredit zu bewahren, bis das Haus ziemlich fertig ist, so sucht er möglichst hohe Brandlassen-Einschätzungen zu erlangen, damit er gegen Hypotheken möglichst viel Geld von Privatbank oder Sparkassen zc. geliehen erhält — zuweilen sogar mehr, als ihm der Bau gekostet hat — und später das Haus über den Wert verkaufen kann.

Auch dieses „Geschäft“ wird systematisch und professionell getrieben. — Je geriebener der Spekulant ist, je mehr er von gutmütigen und leichtgläubigen Leuten Kredit zu bekommen weiß; je mehr er versteht, Neubau an Neubau zu reihen und Schulden auf Schulden zu häufen: je länger kann er das Geschäft betreiben und um so besser für die Zeit nach dem Konkurse sorgen. Tritt die Katastrophe ein und finden sich Käufer, so erhält zuerst der Bodenverkäufer sein Geld für das teuer verkaufte Bauland samt Baarvorschuß nebst Wucherzinsen. Muß er dagegen die Häuser selbst übernehmen, so macht er in der Regel nochmals ein gutes Geschäft, da ja dieselben mindestens zur Hälfte mit fremdem Gelde erbaut sind. Es kommt daher auch häufig vor, daß Lieferanten und Bauhandwerker, wenn sie unter allen Umständen Geld haben müssen, vom Bauplatzspekulanten aber keins bekommen können, dem letzteren gemeinsam Bürgschaft leisten für aufzunehmende Hypotheken, und dann, wenn die gerichtliche Versteigerung kommt, die teuren, schlecht gebauten und nicht rentirenden Häuser übernehmen müssen, womit sie gewöhnlich schlimmer dran sind, als hätten sie niemals eine Zahlung erhalten.

Wie schon erwähnt, betrachtet der Erbauer oder der Eigentümer eines Hauses dasselbe als eine „Waare“. Diese Auffassung ist durchaus falsch, denn unter Waaren im gewöhnlichen Sinne versteht man solche Objekte, welche sich durch Inanspruchnahme neuer Naturfonds, wie z. B. eines Bergwerks oder eines Waldes und durch Anwendung von mehr Kapital und Arbeit beliebig vermehren lassen. Das ist bei Gebäuden und Wohnungen aber nicht der Fall; sie lassen sich an bestimmten Stellen der Städte gar nicht vermehren, sie bilden vielmehr — nach Engels Definition — an der Stelle, wo sie sind, schon ein Monopol, und ihr Mietpreis ist weit weniger ein Kon-

kurrenzpreis, als ein Monopolpreis. „Auch widerstrebt es einer ethischen Auffassung des Lebens, die Wohnung, welche ja doch die Grundlage des Familienlebens ist, in welcher die Familienglieder den größten Teil ihrer Lebenszeit zubringen, und welche deshalb gleichsam mit ihnen und ihren Lebensschicksalen verwächst, schlechthin mit einer Handelswaare in eine Kategorie zu stellen.“ Gerade weil die Menschen ihre Wohnungen lieb gewinnen, fügen sie häufig zum Verkaufspreise derselben einen Affektionspreis, legen sie sich, um nur nicht auszuziehen, oder ihre Geschäftslokalitäten, worin sie ihren Erwerb haben, nicht verlegen zu müssen, selbst die höchst denkbare Mietssteigerung auf. Dieser Affektionspreis wird selbstverständlich zur Grundrente assimiliert bezw. übereignet; er betrug, nach Engels Berechnung, in Berlin für die zwanzigjährige Periode von 1853 bis 1873 weit über 300 Millionen Mark.

Gewiß ist der bewährte Statistiker im Recht, wenn er aus alledem den Schluß zieht, daß sich in der Monopolwirtschaft des gewerbmäßigen Hausbesitzer- und Wohnungsvermietertums ein Feudalismus herausgebildet hat, der als hauptsächlichste Ursache der Wohnungsnot zu erachten ist und die Miets-tyrannie mit sich bringt. Ueberall da, wo Wohnungsnot existiert, — möge dieselbe nun sich äußern in Wohnungsmangel überhaupt, oder in Mangel an geeigneten, den individuellen und wirtschaftlichen Bedürfnissen und Kräften der Mieter entsprechenden Wohnungen — überall da stehen Hausbesitzer und Mieter nicht in dem Verhältnis von Verkäufern und Käufern einer Waare, sondern in dem von Herren und Hörigen zu einander.

Wie schon angedeutet, wird der Begriff „Wohnungsnot“ nicht erschöpft durch das Vorhandensein eines Mangels an Wohnungen überhaupt; derselbe umfaßt vielmehr alles das, was in bezug auf schlechte Beschaffenheit, räumliche Unzulänglichkeit und unverhältnismäßig hohen Preis der Wohnungen zu sagen ist. Sonach beschränkt die Wohnungsnot sich nicht auf die Städte, auch ein großer Teil der Bewohner des flachen Landes hat unter ihr zu leiden; sie ist allgemein.

Wenn auch der Nutzen des Zerstreuungswohnens auf dem flachen Lande in hygienischer Beziehung unbestreitbar ist, so darf doch nicht übersehen werden, daß derselbe durch den meist durchaus sanitätswidrigen Zustand der Dörfer und der einzelnen Behausungen, bezw. Wohnungen, mehr oder weniger aufgehoben wird. Eine direkte Folge dieses Zustandes ist, wie genaue Nachforschungen ergeben haben, daß die Sterblichkeit unter den Bewohnern vieler unserer Dörfer nicht geringer ist, als in großen und sehr ungesunden Städten. Das ist besonders der Fall in denjenigen Dörfern, wo viele arme Tagelöhner- und Kossätenfamilien ansässig sind, oder wo, wie auf den großen Gütern des Adels in Ostpreußen, Mecklenburg zc. die Wohnungen für Tagelöhner von der Gutsherrschaft gestellt, oder richtiger gesagt, kontraktlich überwiesen werden. Was der königlich preussische Domänen-Administrator Dr. Febr. v. d. Goltz im Jahre 1864 schrieb, das hat auch noch heute Geltung: „Die Gutbesitzer suchen die entstehenden Kosten teils durch wohlfeile Bauart, teils dadurch zu verringern, daß man die Tagelöhner in ihren Häusern möglichst eng zusammenpfercht. So findet man, daß die Mehrzahl der Wohnungen bloße Lehmwände hat; der Boden der Wohnräume besteht aus Lehm-schlag, Kellerräume existieren nicht. Es ist nichts Seltenes, daß zwei, drei (und mehr) Familien zusammen in einer Wohnung untergebracht werden, welche aus einer mäßig großen Stube, einer kleinen Kammer, Stall und Bodenraum besteht.“ Und der Preis einer solchen Wohnung, den der Gutsherr in Anrechnung bringt, beträgt für den Tagelöhner nicht selten 80 bis 100 Mark per Jahr! Wenn es den konservativen Herren wäre mit „sozialen Reformen“, so hätten sie also bei sich selbst dazu die beste Gelegenheit!

Auch die Häuser und Wohnungen der selbstständigen und wohlhabenden Bauern entsprechen in den meisten Fällen nicht den allereinfachsten hygienischen Anforderungen.

Am Bodensee.

Eine kleine Erzählung von Hans Flux.

(Schluß.)

Der Zufall ist ein merkwürdiger Gesell und er fügte es auch, daß sich Herr Magnus mit seinem Rachen nach längerer Zeit einem halb durch zahlreiche Obstbäume verborgenen Uferdörfchen gegenüber befand. Ein ehemaliges Kloster stand am Ufer; es hatte einen schönen, von einer Mauer umgebenen Garten mit kühlen Laubgängen. In diesem Garten aber wandelten keine Mönche mehr mit Kapuze und Brevier, sondern man schenkte feurigen Seewein — Meersburger Roten.

Herr Magnus legte sein Fahrzeug fest und trat in den Garten, denn da er einen fremden Rachen am Ufer sah, vermutete er Gäste drinnen im Klostergarten. Und richtig, da saß am Tisch ein ältlicher Mann von behäbigem Aussehen und mit einer Nase, deren Färbung verricht, daß ihr Inhaber mit dem roten Meersburger eine intime und dauerhafte Freundschaft geschlossen haben müsse.

Herr Magnus setzte sich an den Tisch und erfuhr von dem redseligen Alten, daß er auch eine Fahrt in der Frühe auf dem See gemacht habe und nun auf seine Tochter warte, die ihn begleitet habe und hier im Dorfe den Frühgottesdienst besuche, um dann mit ihm zurückzufahren.

Man tat sich gütlich an dem feurigen Wein und der Alte schien an der Unterhaltung des jungen Mannes Gefallen zu finden. Magnus konnte die Gegend nicht genug loben.

„Und unsere Mädchen, gefallen die ihnen auch?“ fragte der Alte schalkhaft blinzeln.

Herr Magnus fühlte, wie er erröte. In diesem Augenblick aber hörte man eine frische Stimme singen und trällern und um die Ecke des Laubgangs bog — Schön Minna in eigener Person. Sie hatte ihr Gesicht im klaren Quellwasser genezt und sah so frisch aus, wie einer betaute Rose.

„Meine Tochter,“ sagte der Alte stolz.

Man verbeugte sich und auch Minna erröte leicht. Zudem nahm sie ungezwungen platz und man plauderte weiter.

Der alte trank ein ziemliches Quantum vom roten Meersburger und nickte alsbald ein. Herr Magnus erhob sich und bat Minna, ihm den schönen Garten und das Kloster ein wenig zu zeigen. Sie sah ihn schelmisch an und lehnte sich auf seinen Arm, den er ihr bot. Sie schritten durch die herrlichen Laubgänge und lauschten dem Gesang der Vögel; viel lieblicher aber dünkte dem jungen Mann das heitere Geplauder seiner Begleiterin. Sie kam ihm heute gar nicht so stolz vor wie damals, als er sie aus der Kirche kommen sah. Er sprach es offen aus.

„Ja,“ sprach sie, „ich bin nicht so hochmütig, als man mir nachsagt. Allein gegenüber den einfältigen Menschen, die sich leider unter den jungen Herren meiner Vaterstadt hervordrängen, glaube ich jene Haltung annehmen zu müssen.“

„Und gegen mich nicht?“

„Sie sind auch anders als jene.“

Sie blickten sich tief in die Augen. Herr Magnus strahlte vor Glück, Minna aber wandte ihren Blick hinweg.

Sie gelangten auf ein Rondell, von wo man einen hübschen Anblick auf den See hatte. Magnus war entzückt, aber immer lehrten seine Blicke zurück zu dem rosigen Antlitz seiner Begleiterin, das ihn unendlich mehr interessirte, als alle Gebirge und Seen der Welt.

Man ließ sich auf eine Bank nieder. Magnus hatte die zierliche Hand Schön Minnas sanft gefaßt. Die Hand bebte leicht, aber sie entzog sich ihm nicht und Minna sah ihn lächelnd an. Da ward dem armen „Kanzleigehilfen“ zu Mute, wie einst jenem Pagen, als die Königstochter Schön Rothraut im einsamen Walde zu ihm sprach: „Wenn du das Herz hast, lässe mich!“

Und was der Page tat, das tat Herr Magnus auch; er küßte Schön Minna auf den roten Mund. Seine Kühnheit tat

die beste Wirkung, denn Schön Minna schloß die Augen und erwiderte seinen Kuß mit vielem Feuer. Darauf sah sie ihn zärtlich an.

„Böser Mensch!“ sagte sie schalkhaft.

Sie küßten sich wieder und wieder, aber plötzlich hörten sie die Stimme des Alten:

„Minna, Minna, wo steckst du?“ Noch rasch einen glühenden Kuß, dann eilten sie beide dem Alten entgegen. Er drohte lächelnd mit dem Finger.

„Ihr habt wohl geschwärmt miteinander?“

„Zawohl,“ sagte Minna lech.

„Nun, fahren wir nach Hause,“ meinte der Alte.

Man fuhr zusammen, die beiden Rähne nebeneinander, und die beiden jungen Leute verkürzten sich die Fahrt durch allerlei verstohlene Liebesblicke. Ja, wenn die Rähne dicht aneinander lagen, tauchte Schön Minna ihre Hand in die blaue Flut und, merkwürdig, sie begegnete dort jedesmal der Hand des Herrn Magnus. Wie der Dichter*) sagt:

„Sie tauchte die Hand ins Bogenblau,
Den klopfenden Puls zu kühlen,
Er wollte zur selben Zeit einmal
Nach der Wärme des Wassers fühlen.“

Und unter dem Wasser begegnen sich
Verstohlen die beiden Hände,
Und fliehen sich und fangen sich —
Es nimmt das Spiel kein Ende.“

Aber einmal mußte es doch enden, nämlich als man landete. Der alte Fischer, eine derbe Natur, dem Herrn Magnus' freies Wesen gefiel, lud den jungen Mann zu einem Gericht Fische und zu einem guten Trunk auf den Abend ein. Schön Minna hätte diese Einladung nicht erst durch einen feurigen Blick zu unterstützen nötig gehabt.

Magnus kam und in dem kleinen Garten, der dicht am Fischerhause lag und an den See stieß, verbrachte der junge Mann den schönsten Abend seines Lebens. Minna, die seit dem Tode ihrer Mutter dem Hauswesen vorstand, bewirtete selbst den willkommenen Gast. Man saß beim Wein bis tief in die Nacht und der alte Fischer freute sich des heitern Geplauders des jungen Mannes. Nur einmal wurde Magnus etwas gar zu übermütig und des Alten Stirn legte sich in Falten. Da fühlte Magnus einen leisen Druck auf seinen Fuß. Er wußte, woher der kam und was er bedeutete und gab der Sache geschickt eine andere Wendung.

Man trennte sich unter der Versicherung, sich so bald als möglich wieder zu treffen, und Magnus versprach, den Alten einmal Morgens auf den See zu begleiten. Minna begleitete Herrn Magnus ans Gartenspfortlein, und als er nach zärtlichem Abschied sich draußen befand, war er gewiß, daß diese liebliche Seerose durchaus geneigt sei, für ihn zu blühen. Der Alte aber sagte, als sein Töchterlein mit glänzenden Augen zurückkam:

„Nicht so voreilig, Mädchen!“

Sie antwortete nicht, sondern floh lachend in ihre Kammer.

Aber diese kleine Idylle war nicht ganz so unbemerkt geblieben, wie es den Anschein hatte.

Wer am Bodensee bekannt ist, weiß, daß in jenem Landstrich, wo unsere kleine Geschichte spielt, das bureaukratische Wesen in hohem Grade ausgebildet ist. Solch ein Zollinspektor oder sonstiger Bureauchef fühlt sich berufen, sich um alles zu bekümmern, was seine „Untergebenen“ tun und treiben, gleichviel, ob es zu ihrem Beruf gehört oder nicht. Er übt gern väterliche Zucht an ihnen, und es versteht sich von selbst, daß sie nach seinen Begriffen keine eigenen Ansichten haben dürfen. Dieser bureaukratische Zug pflanzt sich dann so der Stufe nach

*) Alexander Kaufmann.

fort; jeder drückt auf den, auf den er drücken kann, während er nach oben sich schmiegt und duckt. Man könnte einen bekannten Spruch dahin ändern:

„Es ist kein Schreiberlein so klein,
Es möchte denn ein Hofrat sein!“

Wer mit diesem sich aufblähenden „Schreibertum“ schon zu tun gehabt hat, wird wissen, daß der Nationalökonom Friedrich List recht hatte, als er diesen Elementen den Krieg machte, was ihm freilich übel bekam.

Der Herr Inspektor war schon ungnädig gestimmt darüber, den „neuen Gehilfen“ in der Frühmesse vermisst zu haben. Als er nun nach dem Kaffee bei einer langen Pseife die Zeitung las, kam plötzlich seine Tochter herbeigestrürzt und zog ihn an's Fenster:

„Sieh mal, Vater, da kommt er mit der Fischer-Minna!“

Man sah die beiden Kühne landen und den „neuen Gehilfen“ sich herzlich von Minna und ihrem Vater verabschieden. Das mußte ja schon eine dicke Freundschaft sein.

Der Inspektor und seine Tochter standen stumm, bis endlich Elise in die Worte ausbrach:

„Das ist ja unerhört!“

„Ja, das ist unerhört!“ echote der Inspektor.

„Und dabei arbeitet er nichts!“

„Ja, dabei arbeitet er nichts.“

Der ganze Sonntag Nachmittag ward damit zugebracht, die Blitze zu schmieden, die den ahnungslosen Magnus zerschmettern sollten. Aber die ganze Sache sollte sich doch ein wenig anders entwickeln, als der Inspektor und seine Tochter glaubten.

Am anderen Morgen nahm Herr Magnus frühzeitig seinen Platz ein mit dem festen Vorsatz, heute nicht viel nach Minna's Fenster hinüber zu blicken, sondern sich einmal ernstlich mit den Tabellen für die Diäten der Grenzaufsicher zu beschäftigen. Manchmal blickte er indessen doch hinüber. Minna ließ sich nicht sehen, dagegen kam um neun Uhr mit dröhnenden Schritten und unheilverkündenden Mienen der Herr „Oberinspektor“ zur Tür herein. Er schien sich als wandelndes Weltgericht zu fühlen.

„Herr Magnus, waren Sie nicht zur Frühmesse gestern?“ frug er mit erkünstelter Ruhe.

„Nein,“ war die unbefangene Antwort.

„Warum nicht?“

„Weil ich —“

„Weil Sie den Frauenzimmern schon in aller Frühe den Hof zu machen hatten,“ fiel ihm der Inspektor mit erhobener Stimme ins Wort.

Das war Herrn Magnus zu viel. Seine Zornader schwellte.

„Was ich außerhalb dieses Bureaus tue, Herr Inspektor,“ sagte er mit scharfer Betonung, „das sind meine Privatsachen, für die ich hier keine Rechenschaft zu geben habe!“

Die Schreiber standen mit offenem Munde. So etwas war hier, soweit sie sich erinnern konnten, noch nicht vorgekommen.

„Wa — a — as,“ schrie der Inspektor, vor Zorn kirschrot werdend, „ich als Vorgesetzter sollte mich nicht um die moralische Ausführung meiner Untergebenen kümmern?“

Das schlug dem Faß den Boden aus. „Hüten Sie Sich,“ sagte Magnus mit Würde, „daß ich mich nicht um Ihre moralische Ausführung bekümmere?“

Das sagte ein Kanzleigehilfe einem Zollinspektor, und der Himmel fiel doch nicht ein, der See trat nicht einmal aus seinen Ufern! Der Inspektor schien in einen Wutkrampf verfallen zu wollen; seine Augen rollten unheimlich in ihren Höhlen. Eine Katastrophe war jetzt unvermeidlich, da griff eine höhere Macht ein. Man hatte in der Aufregung nicht bemerkt, wie draußen eine Droschke vorgefahren war. Dieser Droschke entstiegen drei Männer, die sich sofort in das Bureau des Hauptzollamts begaben.

Sie traten gerade ein, als der „Oberinspektor“ mit zorngerötetem Gesicht vergebens nach Worten rang, um sich Luft zu machen. Als er die neuen Ankömmlinge sah, erblaßte er, verbogte sich tief und stotterte einige Worte des Willkommens.

„Ah, was gibt es denn hier,“ sagte einer der eingetretenen

Herrn, dessen Physiognomie einen eigentümlich schnüffelnden und spürenden Zug aufzuweisen hatte.

„D nichts,“ sagte der Inspektor, gezwungen und untertänig lächelnd. „Ich mußte diesem jungen Manne, der erst eingetreten ist, seine Pflichten klar machen.“

„So,“ meinte der andere, und sah sich den „Volontär“ an; dann gingen die Angekommenen mit dem Inspektor in dessen Bureau. Die Türe schloß sich.

Aus dem Zischeln der hochgradig erregten Schreiber hörte Herr Magnus, daß eine Revisionskommission angekommen sei, welche die Bücher nachzusehen habe. Die Regierung sei darin jetzt sehr streng.

Die Bücher wurden nacheinander in das Inspektionszimmer geholt. Zum erstenmale wurde Herr Magnus von seinen Kollegen angeredet.

„Das wird eine schöne Geschichte werden,“ sagte einer. „Sie haben den Herrn Oberinspektor aber auch zu sehr erzürnt.“

„Wie so?“

„Nun, Sie redeten ihn immer mit ‚Inspektor‘ an.“

„Ich gebe jedem den Titel, der ihm zukommt.“

„Sie hätten aber auch gestern in die Frühmesse gehen sollen.“

„Das sind meine Sachen,“ sagte Magnus streng. Der andere verzog das Gesicht, zwang sich aber zur Ruhe und fuhr fort:

„Leider haben Sie Ihre Tabellen nicht fertig gemacht. Dadurch sind wir mit dem Abschluß der Bücher im Rückstand geblieben, die Revision ist da und der Herr Oberinspektor wird nun wahrscheinlich den Orden nicht bekommen, den er mit Sicherheit erwartet hat.“

Herr Magnus lachte laut auf. „Welch Unheil habe ich angerichtet! Daß die Tabellen noch nicht fertig sind, liegt daran, daß niemand mich auch nur im Geringsten unterwiesen hat, wie ich mich in diesem verworrenen Zeug zurechtfinden kann. Sie haben sich alle höchst unkollegialisch gegen mich benommen.“

Damit machte Herr Magnus, welcher einsah, daß seine Stellung in dieser Sphäre unhaltbar geworden, eine abweisende Handbewegung, die so viel sagte, als daß er mit seinen „Herrn Kollegen“ weiter nichts zu tun haben wolle. Sie warfen ihm giftige Blicke zu.

„Der Kerl scheint wirklich der Fischer-Minna zu gefallen, die ins alle so hochmütig ansieht. Das kommt davon, daß er eben so hochmütig ist, wie sie!“ So zischelte der erste Kanzleigehilfe dem zweiten ins Ohr.

„Auf was der wohl sich so viel einbildet,“ meinte der andere. „Aber der Oberinspektor wird ihm schon zeigen, wo der Zimmermann ein Loch gelassen hat. Dagegen wird ihm die Fischer-Minna nicht helfen können.“

Die Revisionskommission kam bald wieder heraus und Herr Magnus hörte, wie einer der Revisoren zu dem Inspektor sagte:

„Wenn Sie einen Volontär haben, der nichts taugt, so müssen Sie Sich eben einen anderen anschaffen. Darum können wir uns nicht bekümmern. Hoffentlich werden die Bücher nun in aller Kürze abgeschlossen sein, damit wir, wenn wir wiederkommen, der hohen Landesregierung einen zufriedenstellenden Bericht erstatten können.“

Aus der Form dieser Antwort erkannte der Inspektor, daß der Vogel, von dem er gehofft, daß er in sein Knopsloch fliegen werde, über alle Dächer davon geflogen sei und sich nicht so leicht werde einfangen lassen. Seine Wut über den unglücklichen Volontär kannte keine Grenzen. Als er die Revisoren hinaus begleitet hatte und er wieder herein kam, schoß er wie ein Raubvogel auf Herrn Magnus zu:

„Wissen Sie, was Sie angerichtet haben?“

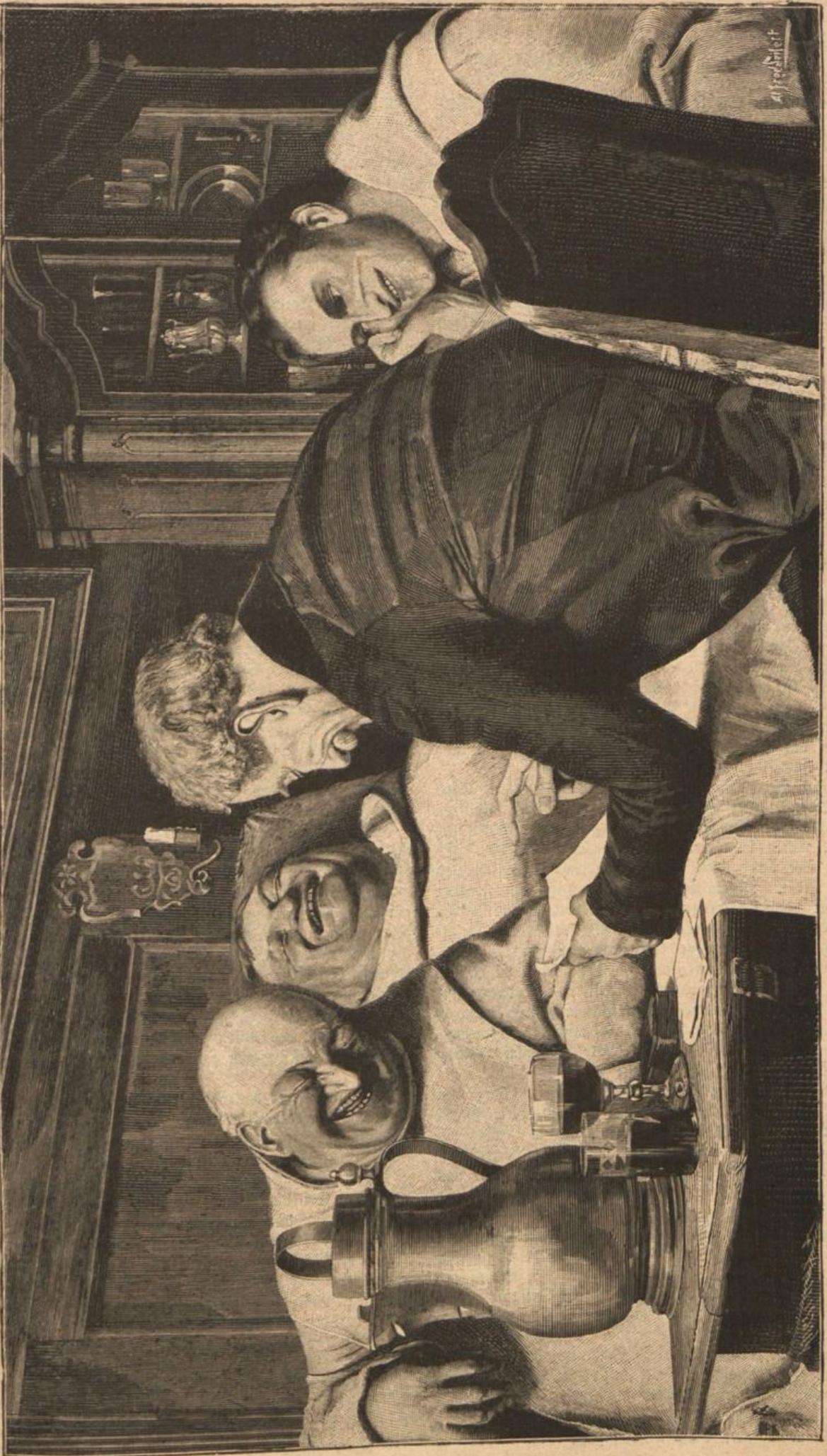
„Allerdings,“ sagte Magnus spöttisch, „zunächst habe ich Sie nicht ‚Oberinspektor‘ genannt!“

„Was?“

„Dann habe ich gestern die Frühmesse nicht besucht!“

„Aber —“

„Und dann habe ich gar einer jungen Dame den Hof gemacht!“



Der Stoffergast. (Seite 530.)

„Schweigen Sie!“ brüllte der Inspektor jetzt mit Wut. „Sie haben Ihre Arbeiten nicht gemacht und deshalb den Abschluß der Bücher verzögert.“

„Und nun werden Sie keinen Orden bekommen,“ ergänzte Magnus.

„Sie sind entlassen, sofort entlassen,“ sagte der Inspektor mit heiserer Stimme.

„Ich danke,“ sagte Herr Magnus, nahm seinen Hut und ging. Draußen hörte er noch, wie der Inspektor drinnen donnerte und wetterte.

Es war ihm wohl, als er die dumpfige Atmosphäre der Schreibstube hinter sich hatte und die frische Seeluft um seine glühenden Wangen spielte. Die Zukunft kümmerte ihn nicht; vor allen Dingen war er frei, die Welt stand ihm wieder offen, von der ihn die Schreibstube getrennt hatte, und er sagte sich mit Schiefel:

„Biel lieber jung ein Reitersmann
Und sterben im Gesecht,
Als acht ig Jahre und sodann
Ein budtlicher Schreibersknecht.“*)

Aber nun mußte er zu Minna, um ihr sein übervolles Herz auszusüßten. Sie empfing ihn zärtlich und liebevoll wie immer; der Alte war auf dem See. Als er sich über das Widerfahrne beklagte, verschloß sie ihm mit Küßchen den Mund.

„Das wird nicht so schlimm sein,“ sagte sie. Als die Stunde kam, in der der Vater nach Hause zu kommen pflegte, drängte sie Herrn Magnus sanft hinaus. „Du kannst immer kommen,“ sprach sie, „auch wenn der Vater da ist; heute soll er dich aber lieber nicht sehen.“

Wie nun Herr Magnus davon schritt, kamen doch ernste Gedanken über ihn. Und als er am Abend dieses Tages in sein Gasthaus kam, da merkte er, daß mit den Bureaukraten, wenn sie auch klein sind, nicht immer gut Kirschen essen ist. Man sah ihn mit sonderbaren Blicken an und aus allerlei Anspielungen erfuhr er gar bald, wie es in der Stadt schon herum sei, daß ihn der Inspektor wegen Faulheit, Unfähigkeit und Lieberlichkeit entlassen habe.

Nun fühlte Herr Magnus erst die Wirkungen des kleinstädtischen Lebens. Der Klatfch verfolgte ihn. Die wenigen Bekannten, die er in den ersten Tagen gewann, wandten sich von ihm ab. Sein Sinn wurde trübe wie das Wetter. Es regnete, der See wurde von heftigen Stürmen gepeitscht und hing voller Nebel. Minna sah er andern Tags am Fenster; sie schien ihm verweinte Augen zu haben, doch grüßte sie ihn freundlich. Am Abend ging er hin; der alte Fischer war zurückhaltend und einsilbig. Minna war nicht da; auf die Frage nach ihr wurde ihm die Mitteilung, sie habe sich stark erkältet und sei zu Bett gegangen, wobei der Alte noch betonte, sein Kind dürfe Nachts nicht mehr in den Garten gehen; man erkälte sich gar zu leicht. Herr Magnus verstand die Anspielung. Er empfahl sich bald, ohne daß der Alte ihn zum Wiederkommen aufforderte.

Herr Magnus war recht unglücklich an diesem Tag. Er fühlte, wie sein guter Leumund unter kleinstädtischem Klatfch und elender Verleumdung zerrann. Und als er nach Hause kam, fand er dazu noch einen Brief von seinen Verwandten, in dem ihm mit dünnen Worten angekündigt war, daß sie nach dem, was auf dem Hauptzollamt vorgefallen, ihre Hand für immer von ihm abzögen.

So kam ein Schlag nach dem andern und Magnus war nahe daran, den Mut zu verlieren. Aber da besann er sich noch zur rechten Zeit, daß er als ein Mann den Kampf mit allen Widerwärtigkeiten aufnehmen und durchsetzen müsse. Da er von seinen Freunden fern und ohne alle Bundesgenossen war, so beschloß er sich auf seinen nächsten und zuverlässigsten Freund zu stützen, auf sich selbst. In dieser Nacht floh jeglicher Schlaf seine Augen. Herr Magnus schritt rastlos in seinem Zimmer auf und nieder, unruhige Gedanken in seinem Haupte umher-

wälzend. Endlich aber setzte er sich an den Tisch und schrieb und schrieb in einem fort die ganze Nacht. Schon erblich der Schimmer seiner Lampe im Morgenrot — da machte er den letzten Federstrich; dann aber warf er sich erschöpft auf sein Bett und tat einen langen, gesunden Schlaf.

Er hatte an die Revisoren geschrieben, die jüngst im Zollamt gewesen, und hatte auseinandergesetzt, daß er in das Zollamt gekommen sei mit dem besten Willen, tüchtig zu arbeiten, wie er auch seinen Verwandten versprochen. Doch habe man ihn ohne alle Unterweisung gelassen und ihn gleich von anfang an grob behandelt, weil er den Inspektor nicht „Oberinspektor“ tituliert habe; dann habe der Inspektor ihm offenbar übel genommen, daß er die Frühmesse nicht besucht habe und ferner habe er ihm Vorwürfe darüber gemacht, daß er sich in Gesellschaft einer jungen Dame — übrigens im Beisein von deren Vater — befunden. Dieser unbilligen Behandlung habe man dann die Krone aufgesetzt, indem nicht nur in der Stadt, sondern auch auswärts ausgesprengt worden sei, daß er wegen Faulheit, Unfähigkeit und Lieberlichkeit aus dem Zollamt entlassen worden sei. Er fügte eine Darstellung seines bisherigen Lebenslaufs, sowie einige vorteilhafte Zeugnisse hinzu und bat, daß man ihm Genugthuung verschaffen möge für das Unrecht, das er erlitten.

Herr Magnus wußte gar nicht, welchen guten Griff er getan, denn der Oberrevisor, an den er sich gewendet hatte, war ein alter Feind des Zollinspektors und ein sehr einflußreicher Mann. Daher kam es auch, daß diese Angelegenheit mit merkwürdiger Schnelligkeit erledigt wurde.

Magnus trauerte einige Tage und wartete auf eine Gelegenheit, Minna zu sprechen, denn er wollte sich im Fischerhause nun nicht ohne weiteres aufdrängen. Mehrmals strich er um das Haus, drin er Schön Minna wußte, aber sie kam niemals ans Fenster, und das Wetter war abhüchlich, so daß sie auch nicht in den Garten kam.

Da waren eines Morgens die Nebel über dem See von einem frischen Winde weggefegt und die Alpenhäupter schimmerten im Morgenrot. Der Morgenwind schwellte die Segel der Schiffe auf dem See und ihr Kiel durchschnitt rasch die Wogen mit den weißen Rämmen.

Ein sonnenheller Tag läßt es auch im Gemüt des Menschen hell und sonnig werden; darum schaute Herr Magnus freudiger als sonst in den jungen Tag hinein. Er wußte eigentlich nicht warum. Er trieb sich, da er nichts zu tun hatte, einige Stunden am Ufer des Sees umher und kam wohlgemut nach Hause. Dort fand er zwei Schreiben vor; ein kleines Billet, das offenbar nicht durch die Post befördert worden war. Eine süße Ahnung besiel ihn; er öffnete das Briefchen und fand auf rosa Papier nur die Worte:

„Mut! Deine M.“

Er drückte das Billet an seine Lippen. Also sie war ihm doch geblieben! Dagegen galt ihm der Abfall aller anderen sehr wenig.

Nun öffnete er das andere Schreiben, das mit einem mächtigen Amtssiegel versehen war. Seine Züge zeigten die höchste Spannung. Als er zu Ende gelesen hatte, schien er von der größten Zuversicht und Genugthuung erfüllt.

Herr Magnus verwendete heute ungewöhnlich viel Sorgfalt auf seine Toilette. Dabei war er so vergnügt wie noch nie. Er sang und pfiß in einem fort. Endlich verließ er seine Wohnung und schritt stolz gehobenen Hauptes über die Straße. Auf dem Marktplatz begegnete ihm des Inspektors Töchterlein Elise. Sie sah ihn neugierig an, allein er war so hochmütig, gar keine Notiz von ihr zu nehmen. Er kam auch am Zollhause vorüber. Dort klopfte ihm jemand am Fenster, offenbar der Inspektor selbst. Allein Herr Magnus schien das gar nicht zu hören. Er schritt direkt aufs Fischerhaus zu.

Dort empfing ihn der Alte und zwar nicht am freundlichsten. Allein das änderte sich bald, als Herr Magnus eine Weile mit dem Alten lebhaft und eindringlich gesprochen und ihm auch den Brief gezeigt hatte.

* In den „fliegenden Blättern“, Jahrgang 1848.

Minna's Vater gab dem jungen Manne die Hand und rief seine Tochter herein, die ihm gleichfalls die Hand gab. Da klopfte es an die Thür und herein streckte seinen Kopf der Herr Inspektor mit dem freundlichsten Gesicht von der Welt.

„Darf ich eintreten?“ frug der Herr Inspektor und kam auch schon herein, hinter ihm zwei bis an die Zähne bewaffnete Grenzaufseher. Magnus und der Alte sahen mit Staunen auf diese bewaffnete Macht. Allein Minnas Vater war nicht der Mann, der sich so leicht imponiren ließ.

„Kommen diese Herren in amtlicher Eigenschaft?“ frug er kurz.

„Das nicht,“ sagte der Inspektor verlegen, „aber als Zeugen einer Erklärung, die ich — —“

„Dann mögen sie die Waffen hinaustun oder sofort meine Wohnung verlassen,“ sagte der Fischer trocken.

Die Grenzaufseher mußten ihre Waffen hinaustun, was dem Herrn Inspektor sehr peinlich zu sein schien. Er hatte geglaubt, durch diese Entfaltung einer bewaffneten Macht den anderen imponiren zu können.

„Warum haben Sie mir nicht gesagt, daß Sie so einflußreiche Verbindungen haben, Herr Magnus?“ begann der Inspektor.

Herr Magnus sah ein, daß er es mit einem sehr beschränkten Menschen zu tun hatte. „Sie haben mich ja nicht gefragt,“ entgegnete er.

„Ach, hätte ich das gewußt, dann wären uns viele Mißverständnisse erspart geblieben,“ fuhr der Inspektor fort.

„Und nun?“

„Ich bin gern bereit, Sie wieder aufzunehmen,“ sagte der Inspektor.

„Trotzdem,“ sagte Herr Magnus mit beißendem Spott, „daß ich faul, unfähig und liederlich bin?“

„Aber das habe ich doch nicht gesagt?“

„Nein, Sie nicht,“ sagte Magnus spöttisch lachend. Der Fischer und Minna lachten mit. Magnus aber wußte nun, daß der Inspektor von seinem Vorgesetzten durch des Oberrevisors Einfluß eine „Nase“ bekommen hatte und fuhr fort:

„Sie sehen also ein, daß es nicht immer gut ist, einen Kanzleigehilfen mit Uebermut zu behandeln. Man kann einmal an den Unrechten kommen. Also künftig brauche ich nicht mehr zur Frühmesse?“

„Sie scherzen, Herr Magnus.“

„Und den Damen darf ich künftig den Hof machen und zwar welchen ich will?“

Diese Anspielung auf Inspektors Elise war sehr deutlich.

„So viel Sie wollen,“ sagte der Inspektor, der seinen aufsteigenden Zorn kaum mehr bemeistern konnte.

„So; dann erkläre ich Ihnen, daß ich trotzdem keine Lust mehr habe, wieder auf Ihrem Bureau und unter Ihnen zu arbeiten.“

„Und das werden Sie auch nach der Residenz schreiben?“ frug der Inspektor in seiner Beschränktheit mit ängstlicher Miene.

„Vielleicht,“ sagte Herr Magnus lachend, „vielleicht auch nicht.“

Der Inspektor empfahl sich verlegen und niedergeschlagen. Als er weg war, brachen die drei in ein nicht enden wollendes Gelächter aus. Magnus war so stolz und sah so glücklich aus im Bewußtsein, den Bureautyrannen gedemütigt zu haben, daß sich Minna, die Gegenwart des Vaters vergessend, in überquellender Freude an seinen Hals warf.

„Mädchen!“ sagte der Alte. Sie ließ ab, aber behielt Magnus Hand fest in der ihren.

Und nun erzählte Magnus ausführlich, wie die Regierung durch den Oberrevisor bewogen worden sei, dem Inspektor eine „Nase“ zu geben; wie sie ihm vorgehalten, daß auf diese Weise kein tüchtiger und schaffensfreudiger Beamtenstand herangebildet werden könne und wie sie den Inspektor verpflichtet habe, den Volontär wieder anzustellen. Au Magnus selbst aber hatte der Oberrevisor geschrieben und ihm zugesagt, daß er ihm zum Vorwärtskommen behilflich sein wolle, wenn er keine Lust zum Kanzleigehilfen auf dem Zollamt mehr habe.

Als diese Dinge unter die Leute kamen, wurde Herr Magnus allseitig angestaunt als der Held, dem es gelungen, den groben Inspektor zu demütigen. Dieser sah sich künftig genötigt, sich höflicher zu benehmen, und da ihm damit alle Lust am Zollwesen verdorben war, so ließ er sich bald pensioniren. Seine Tochter hat keinen Mann bekommen.

Wenn wir recht berichtet sind, so hat Herr Magnus die Beamtenkarriere aufgegeben und ist Journalist geworden. Das interessiert auch jedenfalls weniger, als die Tatsache, daß er am Tage nach der famosen Demütigung des Inspektors mit der schönen Fischer-Minna Arm in Arm durch die Straßen der Stadt ging. Und dieses stolze Brautpaar kümmerte sich gar nicht darum, daß alles auf der Straße stehen blieb und die Köpfe zusammensteckte. Sie hatten's ja auch nicht nötig.

Aus der afrikanischen Tierwelt.

Von D. Stern.

(S. Illustration Seite 527.)

Das alte Wunderland am Nil, Aegypten, verdankt diese Bezeichnung nicht am wenigsten seiner eigenartigen Tierwelt. Schon im hebräischen Faust, dem Buche Hiob, werden die beiden Riesen der ägyptischen Fauna, das Fluß- oder Nilpferd und das Krokodil, hoch bewundert, und die Schilderung derselben gehört zu den Meisterstücken poetischer Tiermalerei, und noch jetzt sind diese beiden Kolosse in Menagerien, Tiergärten und Naturalienkabinetten die angestauntesten. Man muß diese Tiere in lebendigem Zustand sehen, wenn man sich einen rechten Begriff von ihnen machen will, besonders das erstere. Zwar ist auch das ausgestopfte Flußpferd (gr. Hippopotamos, ägypt. P-ehemou, woraus hebraisiert im Buche Hiob Behemoth wurde) mit dem ungeheuerlichen, entsezlichen Kopf und den langgestreckten, walzenrunden, auf kleinen plumpen Füßen wie auf stumpfen Klößen ruhenden Leib eine imponirende Erscheinung. Aber seine wahre Natur offenbart es, wenn es lebend sich in einem seiner Größe angemessenen Bassin tummelt. Ein Besucher des pariser Tiergartens gibt über ein daselbst befindliches Flußpferd folgende Schilderung: „Als ich an seinem Wasserbecken vorüberging und eine unförmige Masse auf dem Wasserpiegel erblickte,

glaubte ich zuerst einen schlecht behauenen Baumstrunk zu sehen, bis die kleinen, oxsenartigen und doch ungemein lebendigen Augen mich darauf brachten, daß es der Kopf des Flußpferdes war. Plötzlich riß es das Maul auf. Sperrangelweit wie ein Scheementor gähnte uns ein entsezlicher Schlund an. Einen zweijährigen Knaben hätte man bequem hineinstellen können. Zwei blanke, massive Hautzähne kamen zum Vorschein und dazu im Hintergrund, dem graufigen Schlunde zu, die Mahlzähne, wie eine Reihe von Backsteinen. Wahrhaft schrecklich war es, wenn es von den pariser Gamins (Gassenjungen) gereizt wurde. Kein Wächter durfte sich dem Bassin nähern. Erschien ein Mann in der Umzäunung, dann erhob sich plötzlich der ungeschlachte Leib über Wasser, blitzschnell flog es heraus und schoß um die Steinumfassung, um sich auf den Verwegenen zu stürzen. Ein außerordentliches Schauspiel war es immer, wenn das Tier nach längerer Enthaltung wieder in das Wasser ging. Niemand würde in dem Fleischklumpen eine solche schlangenhafte Beweglichkeit geahnt haben. Dann erhob es sich mit einem male, aufbäumend wie ein übermütiges Fohlen, und ließ sich rück- oder seitlings niederfallen mit furchtbarem Getöse.“ Zu

früheren Zeiten traf man es besonders häufig im Nil, woher sein Name Nilpferd. Gegenwärtig ist es nur noch in den größeren Strömen und Seen des innern Afrika zu Hause. An günstigen Stellen des Flusses, da wo viele Wasserpflanzen wachsen, oder in der Nähe von Feldern und Wäldern entdeckt man die Flußriesen sehr bald. In Zwischenräumen von zwei bis drei Minuten bemerkt man irgendwo einen dampfartigen Wasserstrahl von etwa drei Fuß über der Wasseroberfläche und vernimmt zugleich ein eigentümliches Schnauben und Brausen; dort ist soeben ein Flußpferd aufgetaucht, um Luft zu schöpfen. Steht man nahe genug, so kann man auch den Kopf sehen, eine formlose, bräunlichrote Masse, auf der man zwei Spizen, die Ohren und vier Hügel, die Augen und die Nasenlöcher, wahrnimmt. Man darf es wagen, mit einem größeren Schiff zu solchen Köpfen hinzufahren, denn ungerührt tut das Tier nichts, als daß es das Schiff und die darauf befindlichen Menschen mit dummer Verwunderung anguckt. Gereizt aber versällt es in grenzenlose Wut. Mit dumpfem Brüllen schlägt es die Hauer in die Planken, ein einziger Biß reicht aus, ein kleineres Fahrzeug zu zertrümmern, und nur dem schnellsten und gewandtesten Schwimmer mag es gelingen, sich vor dem Untertum zu retten. Oft bekommt man 4 bis 6 Stücke in Gemeinschaft zu Gesicht, denn wie die meisten Dickhäuter ist es ein geselliges Tier. Bei Tag verläßt die Gesellschaft nur an ganz menschenleeren Orten das Wasser, um in der Nähe des Ufers sich einem träumerischen Halbschlummer hinzugeben. Mehrere Vögel treiben ungescheut ihr Wesen neben und auf dem Ruhenden. Der Regenvogel rennt ohne Unterlaß um die Niesen herum und pickt und hackt Kerbtiere und Egel von deren Fellen weg. Der kleine Kuhreiher spaziert ernstlichen Schritts auf dem Rücken hin und her, um diesen von Ungeziefer zu säubern. Die Araber behaupten, daß es der Regenvogel übernimmt, bei Gefahr das Flußpferd zu warnen, und wirklich achtet dieses auf das Geschrei seines kleinen aufmerksamen Freundes und geht in das Wasser, wenn sich der Vogel besonders aufgereggt zeigt.

Oft schlafen die Flußpferde wie die Büffel im Wasser, indem sie sich eine Lage geben, bei welcher die Nasenlöcher über dem Wasserspiegel erhoben sind, so daß die Atmung ungehindert von Statten gehen kann. In pflanzenreichen Gewässern verläßt das Tier auch zur Nachtzeit das Strombett nicht oder selten. Es frißt dort von den im Strom wachsenden Pflanzen, und daß es eine gehörige Portion vertragen kann, läßt sich denken, wenn man weiß, daß sein Darmgewinde einen Kanal von 109 Fuß bildet. In Gegenden dagegen, wo steile Ufer die Flüsse begrenzen, muß es ans Land gehen, um zu weiden. Etwa eine Stunde nach Sonnenuntergang entsteigt es, mit größter Vorsicht lauend und spähend, dem Strome, und klettert an den steilen Uferpfaden empor. In der Nähe bewohnter Ortschaften richten sich die Pfade nach den Fruchtfeldern. Hier fällt es verheerend ein und vernichtet in einer einzigen Nacht oft ein ganzes Feld. Auch Menschen und Tieren wird es da gefährlich, denn mit blinder Wut stürzt es bei seinen Weidgängen auf alle sich bewegenden Gestalten und vernichtet sie. Ein Reisender erzählte, daß ein Flußpferd vier Zugochsen zermalmte, welche ruhig an einem Schöpftrabe standen. Der arme Mensch des innern Afrika, der das Feuertgewehr nicht kennt, ist dem Tier gegenüber so gut wie machtlos. Während der Zeit der Fruchtreise sieht man in den bevölkerten Stromgegenden an beiden Ufern eine Menge von Feuern leuchten, die es von den Feldern abhalten sollen, oder man unterhält mit Trommeln einen beständigen Lärm. Die Neger graben auch Fallgräben oder treten ihm Nachts in Masse entgegen, um es zu erlegen. Am gefährlichsten ist das Flußpferd, wenn es ein Junges zu schützen hat; auch bei Tag greift es alsdann Schiffe und Menschen an. Livingstones Kahn wurde von einem weiblichen Flußpferd, dessen Junges man Tags vorher mit dem Speer getödet hatte, halb aus dem Wasser gehoben und einer seiner Leute herabgeschleudert.

Ein dem Flußpferd ebenbürtiges Seitenstück ist die Panzer-

eidechse, das Krokodil (der Liwathan der Bibel). Es ist nächst der Schlange das gefährlichste und riesenmäßigste aller Reptile. Die dicknotigen Schilde, mit denen der Körper bedeckt ist, verdichten sich zu einem fast undurchdringlichen Hartpanzer. Der weitgespaltene Rachen starrt von Spizen, und der lange, seitlich zusammengedrückte Schwanz ist Ruder und Waffe zugleich. Ein Schlag desselben reicht hin, um selbst einem größeren Säugetier alle vier Füße zugleich zu zerschmettern. Sind dem Krokodil gleich die Windungen der Schlange verfaßt, so schwimmt es doch pfeilgeschwind durch die Strömung; sogar auf dem Lande ist es äußerst behend und die alte Behauptung, es könne sich nicht im Zickzack bewegen, ist bloße Fabel. Es vermag sich im Kreise um sich selber zu drehen und läuft über Moräste und Sümpfe mit unbegreiflicher Schnelle. Nur auf trockenem, steinigem Boden ersahmt es. Geruch und Gehör sind scharf, das Auge ist klein, aber von stechendem Glanze, und eine senkrechte Pupille verstärkt den tödtlich grinsenden Ausdruck seines Blicks. Die Alten kannten nur das Nilkrokodil, das ihnen als ägyptisches Charaktertier galt, wie es denn auch von den alten Ägyptern göttlich verehrt wurde. Daher erscheint nach Masius auf augusteischen Münzen ein an einen Palmstamm gefesseltes Krokodil als Sinnbild des eroberten Landes. In der That drang im Altertum das Krokodil bis zu den Nilmündungen herab, während es jetzt sich nur noch im oberen Strome wie auch in anderen afrikanischen Flüssen befindet. Gewöhnlich entsteigt das Tier gegen Mittag dem Strome, um sich zu sonnen und zu schlafen; letzteres kann im Wasser nicht geschehen, weil es ungefähr alle 10 Minuten Luft schöpfen muß. Bis gegen Sonnenuntergang verweilt es auf dem Lande, unter Umständen in zahlreicher Gesellschaft von Seinesgleichen. Mit Eintritt der Dämmerung beginnt die Zeit der Jagd, welche während der ganzen Nacht fortgesetzt wird und vorzugsweise den Fischen im Strome gilt. Nächst ihnen fängt es alle unvorsichtig zu Tränke an den Fluß kommenden kleineren und größeren Säugetiere, auch Sumpfvögel und Wasservögel. Es stürzt mit grauenvoller Schnelle aus dem Wasser hervor und zieht Esel, Pferde, Rinder und Kamele in die Tiefe des Stromes hinab. Gefährlicher als durch den Schaden, den es an den Herden anrichtet, wird das Reptil durch seinen Menschenraub. Im ganzen Sudan, versichert Brehm, gibt es nicht ein einziges Dorf, aus dem die Krokodile nicht schon Menschen geraubt hätten. Die meisten Menschenopfer werden der Panzeridechse, wenn die Eingeborenen im Fluß waten, um Wasser zu schöpfen, und bei dem plötzlichen und raschen Angriff ist ein Entrinnen kaum möglich. Doch befand sich in Livingstones Geolge ein Neger, der, bereits unter Wasser gezogen, dem Reptil mit seinem Wurfpfeil einen solchen Stoß versetzte, daß es tief verwundet ihn losließ. Es verbirgt seine Eier im Sande des Ufers und läßt sie unbeschränkt im Strahle der Sonne reifen. Ihnen trachtet jedoch die Warn-Iddechse und der Schnemmon nach, welche eine Menge der gefährlichen Brut vertilgen. Auch spüren viele Afrikaner nach denselben und verzehren sie als Delikatesse. Der Krieg gegen das Krokodil wird in verschiedenartiger Weise geführt. Von der kühnsten Art ist das Verfahren einiger Negerstämme, die, mit nichts als einem Dolch bewaffnet, unter dasselbe hinabtauchen, und ihm den Bauch durchbohren. Jede Jagdart bleibt bei der unglaublichen Lebensfähigkeit und Kraft des Tiers gefahrbringend. Wie groß diese ist, bezeugt Fürst Büchler. Einem von ihm erlegten Krokodil hatte man bereits den größten Teil der Haut abgestreift und die Eingeweide ausgenommen, und eben beschäftigte man sich damit, die Knochen an den Beinen zu lösen, als es noch einen letzten galvanischen Schweifschlag gab, der den dichten Kreis der Umstehenden wie Spreu auseinandersegte und einen zu Boden warf. Die Afrikaner preisen das Fleisch des Krokodils als leckeres Gericht, unbesiegt durch dessen starken Moschusgeruch; die vier Moschusdrüsen aber dienen ihnen zum kostbaren und schätzenden Parfüm. Merkwürdig ist, daß dieses furchtbare und stumpfsinnige Reptil sich einer gewissen Bähmung fähig zeigt. Schon die alten Ägypter scheinen diese Kunst der Abrihtung verstanden zu haben. Neuere Rei-

sende erzählen von einem Krokodilsee in Beludschistan, über dessen Bewohner ein alter Fakir wie ein Magier gebiete. Auf seinen Ruf ao! ao! (kommt!) wird die Lache lebendig. Etwa 60 gewaltige Krokodile drängen sich ans Ufer. Dann schwenkt der Zauberer seine Stange und ruft den Ungetümen bedschito (legt euch!) zu, und sie legen sich platt auf den Bauch, die Mägen weit geöffnet. Er wirft ihnen einige Stücke Fleisch hin, und um dieses kämpfen nun die stärkeren, während die schwächeren scheu zurückbleiben; denn in bezug auf den Kampf ums Dasein sind die Krokodile ebenso zivilisiert wie die Menschen,

es herrscht unter ihnen eine so vollkommene freie Konkurrenz, daß jeder Fortschrittler seine Freude daran haben kann.

Ueber keinen Vogel ist mehr gefabelt worden, als über den Ibis, der unter den Tiergottheiten der alten Ägypter bekanntlich eine hervorragende Rolle gespielt hat. Der Homer der Geschichtschreibung, der liebenswürdige aber leichtgläubige Herodot (gegen 484 v. Chr. in Griechenland geboren), dem wir die ältesten Nachrichten über die Religion Ägyptens, daß er selbst bereist hatte (die ägyptischen Priester dürften ihm manchen Bären aufgebunden haben), verdanken, erzählt,



Die Fauna des Nils.

daß der Ibis den Drachen, den fliegenden Schlangen und anderem Neptil Ägyptens anlauere, und zwar am Ausgang der Täler, und deshalb bei den Bewohnern des Landes hohe göttliche Ehren genieße. Spätere griechische und römische Schriftsteller trugen noch dicker auf. Nach einigen soll der Gott Merkur die Gestalt des Ibis angenommen haben. Plinius schreibt dem Ibis die Erfindung des Klysters zu (in diesem Falle hätten die Ägypter nicht Unrecht gehabt, daß sie ihn als Gott verehrten). Philo berichtet, daß das Wesen dieser göttlichen Vögel von außerordentlich langer Dauer, ja daß er unsterblich sei. Aristoteles, der tüchtigste, exakteste Naturbeobachter des grauen Altertums, spottet bereits über derartige Sagen vom Ibis. Der Grund seiner hohen Verehrung war offenbar der Umstand, daß er mit dem wachsenden Nil erscheint und mit dem ab-

nehmenden verschwindet, so daß er als Herold und Begleiter des Stromgottes erschien, wenn er kam, seines Segens Füllhorn über das dürstige Land zu ergießen. Sogar auf den toten Vogel erstreckte sich dessen Verehrung. Die Ibisleichen wurden mit denselben Spezereien balsamirt, wie die Leichen der Großen. Und wie man über dem Sarkophag, welcher des Königs Mumie barg, einen Berg aufstürzte, so baute man auch für den heiligen Vogel ein eigenes Mausoleum: eine der Pyramiden, welche wir die von Sakhara nennen. Hier findet man die von eigentümlich geformten Urnen umschlossenen, oder auch in Kammern schichtenweis aufgesammelten Mumien des Ibis zu tausenden. Die heutigen Bewohner Ägyptens nennen den Vogel Abu Hannes (Vater Johannes). Zudem besucht der Ibis (nach Brehm) gegenwärtig Ägypten nicht mehr regel-

mäßig; erst im südlichen Nubien tritt er als Vögel und Vorkünder des steigenden Nils auf. Schon bei Chartum brüten einige Paare und weiter südlich gehört er zu den gewöhnlichen Erscheinungen. Sofort nach seiner Ankunft im Lande bezieht er seine stets äußerst sorgfältig gewählten Brutplätze. Von ihnen aus unternimmt er längere oder kürzere Ausflüge, um Nahrung zu suchen. Man sieht ihn paar- oder gesellschaftsweise in der Steppe umherlaufen und hier Heuschrecken fangen, bemerkt ihn an den Ufern der Ströme oder Regenteiche, und recht häufig auch, meist in Gesellschaft des kleinen Kuhreihers, unter Viehherden, unbekümmert um den Hirten, vor dem er keine Furcht zeigt. Seine Haltung ist würdevoll, der Gang gemessen, nur schreitend, nie rennend, der Flug sehr leicht und schön, die Stimme der Alten ein wenig hörbares „Krah“ oder „Gah“. An geistigen Fähigkeiten wird er kaum von irgend einem Sumpfvogel übertroffen. Es ist wohl glaublich, daß der Ibis kleine Schlangen verzehrt. Während der Regenzeit besteht seine Nahrung ausschließlich oder doch vorzugsweise aus Kerbtieren. Gefangene junge Ibisse wurden bald zahm. Bereits nach wenigen Tagen nahmen sie das ihnen vorgehaltene Futter, bestehend in rohen Fleischstücken, aus der Hand, und

im Verlauf der ersten Woche fraßen sie bereits alles Genießbare. Sie wurden immer mehr zutraulich, kamen auf den Ruf herbei und folgten ihren Pflegern schließlich durch alle Zimmer. Eine eigentümliche Gewohnheit von ihnen war, sich gern auf etwas Weiches, z. B. Kissen, zu legen. Unter sich wie mit allen übrigen Vögeln des Hofes hielten sie gute Freundschaft. Ibisse, die sich im köfner Tiergarten befanden, lebten gleichfalls in Frieden mit allen Vögeln desselben Gehegs, schienen aber ein Vergnügen daran zu finden, andere Vögel, besonders Flamingos, zu necken. Sie schlichen, wenn die Stelzschwäne, den Kopf in den Federn verborgen, schliefen, leise heran und knabberten mit der Schnabelspitze an den Schwimmhäuten derselben herum, offenbar rein aus Uebermut und Neugier. Der Flamingo, den lästigen Nizel spürend, entfernte sich, sah sich furchtsam nach dem Ibis um und versuchte wiederum einzunicken; dann aber war Seine ägyptische Gottheit flugs wieder zur Stelle und begann das alte Spiel von neuem. Im Sudan stellt man dem Ibis nicht nach, obgleich sein schmachhaftes Fleisch die Jagd wohl belohnen würde. Das Fleisch eines zufällig gefangenen Ibisses wird übrigens von den Eingeborenen nicht verschmäht.

Die Verhältnisse von Industrie und Handel in Deutschland während des Jahres 1882.

Von Bruno Geiser.

(Fortsetzung statt Schluß.)

Der Einblick, welchen wir durch die Wiedergabe des bezüglichen Berichts über die Handels- und Industrieverhältnisse von 1882 gewonnen haben, ist ganz dazu angetan, die Meinung hervorzurufen, es müsse dem deutschen Volke im allgemeinen in neuester Zeit doch ganz vortrefflich ergehen.

Ein erheblicher Teil der heimischen Industriezweige befand sich in hoher Blüte oder in befriedigendem Fortschritte; ein anderer noch erheblicherer Teil stand im ganzen günstig oder hatte sich wenigstens zum besseren entwickelt; und nur die Lage eines verhältnismäßig geringen Teils — nicht mehr als zwei Industriezweige umfassend — ließ Erhebliches zu wünschen übrig.

Wer auf dem Standpunkt jener Leichtherzigkeit steht, welcher die sog. freihändlerischen Wirtschaftspolitiker auszeichnet, hätte danach volles Recht, der deutschen Arbeiterwelt seelenvergnügt zuzurufen: „Mein Liebchen, was willst du noch mehr?“

Er hätte ein Recht, — er würde aber dieses Recht schwerlich geltend machen, denn diese scheinbare sog. Industrie- und Handelsblüte hat für ein freihändlerisches Gemüt zunächst den einen Fehler, daß sie nicht erreicht worden ist unter der Herrschaft einer freihändlerisch-manchesterlichen Handelspolitik, sondern unter der Herrschaft der stark nach schutzöllnerischer Seite hinüberneigenden, von echt „liberalen“ Grundätzen sich fernhaltenden neuen deutschen Wirtschaftspolitik.

Einem unparteiischen Richter jedoch, — dem es überall weniger auf das System, als auf den Menschen ankommt — und der in unserem speziellen Falle die wirtschaftlichen Verhältnisse nur danach beurteilt, ob sie den von ihnen betroffenen Volkskreisen günstig oder ungünstig sind, — wird die Abkehr der Regierung von der dereinst mit so vielem Pomp inaugurierten liberalen Industrie- und Handelspolitik allerdings gar nicht geniren, — dagegen wird er — der Unparteiische — fragen müssen, ob die anscheinende Blüte der wirtschaftlichen Verhältnisse sich dadurch bewährte, daß sie den bisher nothleidenden Teilen des Volkes eine der Rede werthe Besserung ihrer Lebenslage gebracht hat.

Daß auf diese Frage in den Handelskammerberichten nicht auf das gewissenhafteste eingegangen und über die Beziehungen der Fortschritte im Handels- und Industriebesen zu der Lage des Volkes und speziell der unmittelbar mit den betreffenden Industriezweigen in Berührung stehenden, durch sie beschäftigten Arbeitermassen auf das deutlichste Auskunft gegeben wird, ist gewiß sehr auffällig und verdächtig, — auffällig, weil es sich

bei dieser Unterlassung so ziemlich um den wichtigsten der beteiligten Faktoren handelt, — verdächtig, weil männiglich bekannt ist, daß dieser Faktor — die Arbeiterschaft — bei der Teilung des Bärenfelles der Industrie- und Handelsprofite bisher immer heftig zu kurz gekommen ist.

Wir wollen einmal versuchen uns klar zu machen, in welchem Verhältnisse industrielles Kapital, Industrieertrag und Arbeiterschaft zu einander stehen.

Wir können uns zu diesem Zwecke einer Auskunft bedienen, welche der bekannte Kommerzienrat Baare als regierungsseitig berufener und gewiß so sehr wie möglich kompetenter Sachverständiger bei Gelegenheit der im Jahre 1878 unternommenen Eisen-Enquete gegeben hat.

Das Mitglied der Eisen-Enquete-Kommission Geh. Kommerzienrat Stumm fragte:

Würden Sie uns darüber Angaben machen können, welche Kapitalien in der deutschen Eisenindustrie überhaupt angelegt sind? Da Sie der letzte Sachverständige sind und die Frage noch nicht beantwortet ist, wäre es interessant, Mitteilungen darüber zu haben.

Herr Baare antwortete: Derartige Berechnungen sind von den Eisenindustriellen ausgeführt worden. Wir nehmen nach verschiedenen Berechnungen an, daß in der deutschen Eisenindustrie ein Kapital von mindestens 3 1/2 Milliarden Mark angelegt ist. Ich selbst habe die Schrift von Engel: „Die Industrielle Enquete“, zum Anhalt genommen, da die Reichsstatistik uns bis jetzt offiziell kein Material dafür geliefert hat. Es handelt sich keinesfalls um willkürlich gegriffene Zahlen, wir haben dieselben für richtig zu halten; ich glaube auch Herr Geheimrat Dr. Wedding hat sich mit den Sachen beschäftigt und wird es bestätigen.

Wir haben zunächst eine durchschnittliche Produktion von 108 Millionen Zentnern Eisenerzen anzunehmen. Dieselbe erfordert nach annähernd richtiger Berechnung 223 Millionen Mark angelegtes Kapital. Nach den Berechnungen der Hoheisenproduzenten, unter denen ich nur Direktor Schimmelbusch nennen will, beträgt das in den 466 Hoheisen angelegte Kapital nach einer speziellen Aufstellung zirka 405 Millionen Mark. Dann haben wir die Gießerei mit 1421 Kupolöfen, worin ein Kapital von zirka 470 Millionen Mark angelegt ist. Die Walzwerke, bei denen wir als Einheit den Puddelofen zu Grunde legen, sind nach Maßgabe von 1700 Puddelöfen eingeschätzt worden

auf 147 Millionen Mark. Bei den Stahlwerken mit 81 Konvertoren stellt sich nach den Erfahrungen und im Durchschnitt, da manche teurer, manche billiger gebaut sind, das Gesamtkapital auf zirka 229 Millionen Mark. — Die Arbeitskräfte des Maschinenbaues, der Kleineisenindustrie, des Schiffsbaues u. sind nach der Statistik von Engel angegeben zu 450 000 Arbeitern. Nach einem allgemein gültigen Erfahrungssatz, der zwar im großen Durchschnitt genommen ist, aber nach meiner Meinung selbst für den Handwerksbetrieb paßt, beträgt das Anlage- und Betriebskapital pro Arbeiter ungefähr 4000 Mark; für 450 000 Arbeiter wären das also 1 800 000 000 Mark.

Dann haben wir von der Gesamtproduktion der Steinkohlen 28 Prozent, also rund 212 Millionen Zentner als Konsum der Eisenindustrie mit einem Anlage- und Betriebskapital von zirka 280 Millionen Mark in Anschlag zu bringen. Summiert man alle diese Posten, so kommen heraus rund 3 1/2 Milliarden Mark, genau gerechnet 3 564 000 000 Mark.

Das ist die eine Aufstellung. Die andere Aufstellung ist etwas mehr genereller Natur, da sie gewissermaßen zur Kontrolle der ersteren auf einem ganz anderen Wege, auf dem Wege der Durchschnittsberechnung nach den beschäftigten Arbeitskräften gemacht ist. Sie ergibt 3 Milliarden und 600 Millionen Mark, also ein ähnliches Resultat. Engel berechnet als in der gesamten deutschen Eisenindustrie beschäftigt: 800 028 Arbeiter, dazu kommen noch dort nicht mit eingerechnete zirka 9000 Ar-

beiter des Lokomotivbaues, und aus der Kohlenindustrie 51 466 Arbeiter. Das macht zusammen 860 494 Arbeiter. Will man nun auch hier, wie bei der ersten Aufstellung, die Handwerker ausschneiden, z. B. Schlosser und Hufschmiede, obgleich dieselben auch Eisen verarbeiten und zur Eisenindustrie gehören, so sind 204 000 Arbeiter des Handwerksbetriebs abzuziehen, und es bleiben dann nur noch 656 000 Arbeiter der Grobeisenindustrie und der fabrikmäßig betriebenen anderen Werke übrig.

Nach einer Zusammenstellung des Vereins der Eisen- und Stahlindustriellen waren in 125 Aktiengesellschaften der Hütten- und Walzwerke, der Eisengießereien und des Maschinenbaues 648 262 754 Mark Anlage- und Betriebskapital tätig und in 1875 auf diesen 125 Werken 92 160 Arbeiter beschäftigt. Wenn es erlaubt ist, aus der Zahl der in diesen Etablissements der Eisen- und Stahlindustrie, der Gießerei und des Maschinenbaues beschäftigten Arbeiter einen Schluß zu ziehen auf die ganze Ziffer der Arbeiter und den Kapitalbedarf der gesamten Eisenindustrie, also wenn wir diese 92 160 Arbeiter und die zu ihrer Beschäftigung erforderlichen 648 Millionen Mark zu Grunde legen der Berechnung der Kapitalien, welche für 656 000 Arbeiter notwendig sind, so ergibt dies Exempel ein Resultat von rund 4 600 000 000 Mark. Nun haben wir gesagt: 25 Prozent wollen wir als etwaige Rechnungsfehler abziehen, und selbst dann können wir mindestens 3 bis 3 1/2 Milliarden Mark als die in der Eisenindustrie angelegten Kapitalien betrachten. (Schluß folgt.)

Vom Hundertsten ins Tausendste.

Fibele Antwortmakamen eines lachenden Bersphilosophen.

Satiram non scribere
Non possumus.

I.

Was soll das heißen? höre ich fragen, — wie mag man so sich zu nennen wagen? — Ein Philosoph zu sein und fidel zu lachen — und Verse zu machen — sind doch einander widderstrengte Sachen. — Schon recht, muß ich darauf erwidern; — in Liebesliedern — zärtlich zu flöten, — müht ich erdöten; — aber im Rantschutrahmen — zwangloser Makamen, — mich philosophisch zu dehnen und launig zu strecken, — diesen zu erfreuen und jenen zu necken, — mit der Geißel zu grüßen gallige Geden, — ist mir Bedürfnis, ist mir Genuß. —

Nun, da sich ergiebt der Verse Fluß — will ich, bevor ich beginne zu predigen — einleitend noch eine Frage erledigen. — Worauf gibt o lachender Bersphilosoph — Antwort die hüpfende Araberstrope? — Wer hat dich um deine Weisheit gefragt? — Das sei vor allem ehelich gesagt. — Von Herzen gern — Ihr Damen und Herren: — die sind es, die ganze Körbe voll Fragen — der Neuen-Welt-Redaktion auf die Bude tragen. — Ost sitzen sie da, Redakteur und Berater — Polytechniker, Chemiker, Arzt, Psychiater, — legen die Stirnen in Falten und die Finger an die Nasen — pusten und blasen, — schelten und rasen, — bloß weil sie möchten allwissend scheinen — und allen Lesern, den großen und kleinen — beschränkten und geschelten — durch dienstwillige Auskunft Vergnügen bereiten. —

Auch jüngstens war ihr Latein zu Ende, — da rief sich der eine plötzlich die Hände — und rief: Ihr Herren, nun hab' ich's gefunden, — nicht fruchtlos vergrübeln wir künftig die Stunden: — ich kenn' einen Kerl philosophischer Art, — der nie um 'ne Antwort verlegen ward. — So ernst wie der Pfafe am Tabernakel, — so pfiffig wie nur das Delphoral, — unsehbar wie der Pontifex — und ein höllisch gewandter Bersifer.

Damit nun meint er, ihr merkt es wohl schon? — Keinen andern als meine bescheidne Person. — Recht hat er, das räume ich offen ein, — unsehbar bin ich, was kann da sein? —

Und flugs in größter Feierlichkeit — macht sich auf die ganze Neue-Welt-Geistlichkeit — in schwarzen Fräcken, weißen Binden, — um mich kontraktlich zu verbinden, — wo sie's nicht können, Rat zu finden. — Und sie hatten auf der Stelle — interessanter Fälle, — Fragen und Klagen — viel vorzutragen. —

Vor allem kam der Psychiater; — ganz aufgeregt und ratlos tat er. — Wie, fragt er, man sich da entscheide, — wenn stark ein Mensch am Jämus' leide, — und ob nicht bei dem schlimmsten Jämus — ein Mensch irrstinnig sein gewiß muß. — Da sagt' ich: Ganz im Gegenteil, — die Jämen sind der Welt zum Heil; — sie quälen nicht die Kranken, — fehlender Gedanken — grausige Pein — zu stillen stellen sie sich ein. — Und ob's der eine oder andre Jämus sei — ist ganz einerlei. —

Epiritismus oder Materialismus, — Realismus oder Idealismus, — Bispuzlianismus oder N-Bispuzlianismus — oder selbst der natürliche Jämus — der Naturalismus, — der als Schönheit das Kompakte — Fasernade, — das vertrackte — schmuzverfackte Abgeschmackte — anerkennt, — sich damit brüftet und darauf brennt. — Wie dem Lahmen die Krücke, — wie Morphinumpillen, — Schmerzen zu stillen, — dient dem Gedankenkranken der Jämus zum Heile und Glücke. — Am meisten gleicht er einem Arzneimittelschränken, — drin hocken die Gedänkchen, — fein präpariert auf Stühlchen und Bänken. — Will ein Armer im Geiste sich geistreich geriren, — oder was Gelehrtes fabriziren, — so öffnet er die Türen — und stopft sich das Hohlirn so voll, als ihm paßt — und es saßt. — Das Selberdenken — kann so ein „Jä“ sich schenken. — Besser, so bequem zu leben, — als selber streben, — köstlich mit fremder Weisheit Belehrung geben, — und aus Fliden und Fegen Werke weben; — man wird bewundert vom Publikum — und führt es zum Dank an der Nase herum. — Zum Schluß fährt man als großer Mann — im Friedhof an der Grube an. — Seht, was solch' ein „Jämus“ doch leisten kann!!

Darauf nickten Redaktor und Berater, — und der Psychiater — das Gleiche tat er; — drauf mit gewicht'ger Miene spricht er: — da hätten wir den richt'gen Trichter. (Zottl. folgt.)

Unsere Illustrationen.

Lichtenstein. (S. 515.) Es ist schon mehr denn als ein halbes Jahrhundert verfloßen, seitdem der noch so jugendliche und doch schon so beliebte Volkschriftsteller Wilhelm Hauff (geb. 1802, gest. 1825) die Augen für immer geschlossen hat. Allein die Werke dieses lebenswürdigen Dichters haben ihre Frische und Anziehungskraft bis heute bewahrt. Die schönen Worte Ahlands, die er dem jungen Freunde in das frühe Grab nachrief:

„Dem jungen, frischen, farbenhellen Leben,
Dem reichen Frühling, dem kein Herbst gegeben
Ihm lass'et uns zum Totenopfer zollen
Den abgetrockneten Zweig, den blütevollen —“

haben sich in eigener Weise bewahrt: von so vielen Gewächsen, die uns die poetische Literatur dieses Jahrhunderts geboten und von denen so viele verwelkt und verdorrt sind, heben sich Hauffs' liebevolle Gaben immer noch wie ein frischgründer Zweig voll frischer Blüten mit unvergänglichem Schmelz und Duft ab. Wie gern vertiefen wir uns heute noch in die romantische Märchenwelt, die uns dieser phantasiereiche Dichter eröffnet; wir entzünden uns an seinem sprudelnden und lebenswürdigen Humor in den „Phantasien im bremer Katscheller“ und wie gerne lauschen wir seinen bunten und interessanten Erzählungen, Schilderungen und Charakterzeichnungen in den „Memoiren des Satar“.

in der reizenden Novelle: „Das Bild des Kaisers“ und in der Erzählung: „Die Bettlerin vom Pont des Arts“. Wenn diese Schöpfungen dem jungen Dichter in ganz Deutschland einen geachteten Namen schufen, so hat andererseits sein berühmter historischer Roman „Lichtenstein“ in Süddeutschland und speziell in seiner engeren Heimat Schwaben dem Namen Hauff eine allgemeine und dauernde Popularität verliehen, die im Lauf der Zeit eher gestiegen denn geschwunden ist.

Dieser Roman knüpft an die merkwürdigen Schicksale des bekannten Herzogs Ulrich von Württemberg an. Ulrich, dessen Mißregierung erst den Aufstand des „armen Konrad“ im Remstal (1514) hervorrief, wurde 1519 vom schwäbischen Bund aus seinem Lande vertrieben und konnte dasselbe erst 1534 wiedergewinnen durch die Schlacht von Lauffen am Neckar mit Hilfe Philipps von Hessen, trotzdem er inzwischen die verächtlichsten Versuche gemacht hatte. Er verbündete sich in der Schweiz mit den von ihm vertriebenen Anhängern des „armen Konrad“ und 1525 sogar mit den aufständischen Bauern. Schon 1519 hatte er einen Versuch gemacht, sein Herzogtum wieder zu erobern und hatte auch Stutgart wieder eingenommen. Allein er verlor die Schlacht von Untertürkheim gegen die Truppen des schwäbischen Bundes und damit abermals sein Herzogtum.

In diesem letzten Zeitraum spielt der Hauff'sche Roman „Lichtenstein“. Der Charakter des vertriebenen Herzogs wird darin weit vorteilhafter geschildert, als eine historische Darstellung zulassen könnte; selbst wenn man annimmt, der Herzog habe in der Verbannung auf dem Hohenwiel seinen trozigen und übermüthigen Sinn abgelegt, so würde der Geschichtsschreiber es doch nimmer wagen dürfen, das Verfahren des Herzogs gegenüber seinem Lande so in Schutz zu nehmen, wie es Hauff getan. Allein wir haben es hier mit einer Dichtung, einer romantischen Sage, zu tun, in der als die Hauptfiguren der Ritter Georg von Sturmfeeder und Marie, Gräfin von Lichtenstein, erscheinen. Eine innige Liebe verbindet dies interessante Paar, die denn auch schließlich über alle Schwierigkeiten dieses stürmischen Zeitalters triumphiert. In der Hauptsache spielt die Erzählung auf dem Schlosse Lichtenstein bei Reutlingen, von dem Gustav Schwab sagt:

„In einem tiefen stillen Thal
Steigt auf ein Fels als wie ein Strahl;
Drauf schaut das Schloßlein Lichtenstein
Vergnüglich in die Welt hinein!“

Genes romantische Schloß hat durch den Hauff'schen Roman eine neue Weiße erhalten, und dies mag dazu beitragen, daß an den Feiertagen des Frühlings Tausende dahin pilgern, um sich das nach dem Hauff'schen Roman neu aufgebaute Schloß und die berühmte Nebelhöhle anzusehen. Unser Bild stellt eine Episode aus dem Hauff'schen Roman dar, die in Ulm spielt. Dort ziehen Truppen des schwäbischen Bundes ein, bei denen sich um diese Zeit auch noch Georg von Sturmfeeder*) befindet, der später zu dem geachteten Herzog Ulrich übergeht. Marie von Lichtenstein befindet sich mit dem Ratsherrn Hans Besslerer und dessen Nichte am Fenster, um den Einzug mit anzusehen. Da erblickt sie den jungen Sturmfeeder, den sie längst liebt, und sie trägt dazu bei, ihn für die Sache des geachteten Herzogs zu gewinnen.

Bei der Lectüre dieser romantischen Dichtung wird sich niemand des Gedankens erwehren können: Was hätte Wilhelm Hauff, der treffliche Erzähler, noch an poetischen Gaben bieten können, hätte ihn nicht ein so früher Tod aus seinem Wirkungskreis entführt! W. B.

Die St. Egidienkirche zu Nürnberg. (S. 519.) „O Nürnberg, Deutschlands schönes Herz!“ sagt E. M. Arndt, der für diese alte Stadt eine große Vorliebe in sich trug. Ist diese Stadt heute auch an Bedeutung von so manch einer anderen überflügelt worden, so ist sie doch die größte derjenigen Städte, die uns in ihrem Aeußeren noch annähernd das Bild einer mittelalterlichen deutschen Stadt geben. Bekanntlich ist die einzige Stadt, bei welcher alle mittelalterlichen Festungswerke u. a. noch erhalten sind, die ehemalige freie Reichsstadt Nürnberg an der Tauber. Die berühmten Stadtmauern Nürnbergs sind erst in der letzten Zeit zum großen Teil abgetragen worden; indessen machen die engen Straßen, die alten Häuser mit den spitzen Giebeln, den Eiskern und den vielen geschnitzten Holzfiguren ganz den Eindruck des Mittelalterlichen. Dies ist natürlich nur bei dem Stadtteil der Fall, der sich innerhalb des Rings der ehemaligen Stadtmauern befindet; die Stadt, die heute nahezu 100 000 Einwohner zählt, ist natürlich längst über diese enge Schranke hinausgewachsen, wobei auch im Innern der mittelalterliche Charakter der Bauart an vielen Stellen einem modernen Platz gemacht hat. Der nürnbergische Hauptmarkt mit dem „Schönen Brunnen“ gilt noch heute als der schönste Marktplatz in Deutschland. Einzelne Plätze sind mit Denkmälern und Kunstwerken der berühmten Meister geschmückt, an denen das alte Nürnberg so reich war. In dieser stolzen Reichsstadt, deren Kunst, Manufaktur und Handel seit grauer Zeit in aller Welt berühmt war, wirkten und arbeiteten Albrecht Dürer, der berühmte Maler, Peter Vischer, der kundige Erzgießer und seine Söhne, A. Kraft, der Bildhauer, Hans Sachs, der fruchtbarste aller deutschen Dichter, Martin Behaim, der Gelehrte und Reisende, Willibald Pir-

*) In Wirklichkeit scheinen die von Sturmfeeder beim Volke nicht sonderlich beliebt gewesen zu sein. Bei der Erstürmung von Weinsberg durch die aufständischen Bauern (16. April 1525) wurde ein Eberhard von Sturmfeeder von den Bauern niedergemacht.

heimer, der die Wissenschaften pflegende Patrizier. Als ein charakteristisches Bauwerk aus Nürnbergs Vergangenheit sei die Egidienkirche aufgeführt, die unser Bild darstellt. Sie steht auf dem Egidienplatz und ist 1696 an Stelle der dort abgebrannten Kirche erbaut worden. Sie ist mit schönen Malereien geschmückt und hat ein Altarblatt von van Dyck. Unter ihr befindet sich eine Kapelle. A. T.

Der Klosterkaff. (S. 523.) Die Klöster mit den meisten Aebtelein und Mönchlein sind heute schon etwas fagenhaft geworden, seitdem der böse Kulturkampf damit aufgeräumt hat. Aber es gibt doch noch manch verborgenes Plätzlein, wohin die „irdische Gensdarmarie“ des Kulturkampfes noch nicht gedrungen ist und wo sich die merkwürdigen Erscheinungen, wie sie auf unserer Illustration dargestellt sind, noch ganz ungestört entwickeln können. Barfüßermönche in härenem Gewand ohne Kopfbedeckung und mit dem Strid um den Leib kann man z. B. in Mainz oft genug sehen, und daß die Franziskaner in Baiern noch ungestört floriren, hat auch seinen Zweck, denn sie brauen ihr treffliches Bier weiter, von dem sie, wenn wir recht unterrichtet sind, auch dem Fürsten Bismarck alljährlich ein Fäßlein übersenden. Das Kloster am — see ist ein stattlich Gebäu an einem recht weltvergeßenen Plätzlein mitten im Wald. Doch die Herren Mönche dort verespiren auch nichts von den Sorgen und Mühen der Welt, die den Menschen so oft griesgrämig und hager werden lassen. Im Gegenteil nehmen die Jufassen zu an Weisheit und Umfang und ihre Wangen strahlen rosig wie die eines jungen Mägdeleins. Vom Herjeleid kommt dies nicht. Und ein guter Wein wächst auch auf jenen Bergen am See, mit dem man sich trösten kann und doch dabei denken:

„Welt, o Welt, wie liegst du so weit!“

So denkt auch wohl der junge Bruder Wolfgang, der dort eingezogen ist. Es ist eine schlanke Gestalt, was auch die grobe Kutte mit der Kapuze nicht zu verbergen vermag; ein feingehacktes blaßes Gesicht mit tiefen dunklen Augen, von dichtem schwarzen Haar umrahmt, das sich die Tonur gar nicht recht gefallen lassen will. Wie mag er hierher gekommen sein? Nun, er war Hauslehrer eines Grafen, in dessen schöne Tochter er sich verliebte. Er unflatterte sie, wie der Nachtfalter die Flamme der Kerze umschwirrt. Und endlich verbrannte er sich die Flügel; die hochmüthige schöne junge Gräfin gab ihm einen Korb und der alte Graf warf ihn zum Hause hinaus. Aus Gram ging er ins Kloster! Ob er nicht besser getan hätte, sich eine andere Lebensrichtung zu wählen? Das glauben wir auch, aber es geht uns nichts an. Wolfgang hat einen Bruder, der Förster ist; den jammert des jungen Bluts, das auf immer in die Klostermauern gebannt sein soll. Zuweilen besucht der Förster seinen Bruder und bringt seinen ganzen reichen Schatz von Jägerlatein mit. Da finden sich denn auch ein paar behäbige Patres, die so etwas gern hören. Alsbad wird ein mächtiger Krug voll roten Weins aus dem Klosterkeller geholt und der lustige Förster beginnt mit seinen Schuaren und Anekdoten, die er sich für solche Gelegenheit jedesmal besonders aufzeichnet.

Den Patres macht der Besuch des Försters stets ein Kapitalvergnügen. Da gibt es etwas zu lachen, und das Zwerchfell der dicken Mönche würde die starken Mauern des Klosters mit in Erschütterung bringen, wenn diese Mauern nicht gar so fest ständen. Wolfgang war erst erschrocken und fürchtete, der gestrenge Abt möge kommen und die Lacher ausschelten; allein die Konfratres ließen sich dadurch so wenig stören und der Förster wurde immer witziger, daß zuletzt auch Wolfgang, der sonst träumerisch umherfliehet oder sich in diese alte Foli-anten vergräbt, sich von der Heiterkeit angesteckt fühlt und mitlacht. Und das scheint es zu sein, was der Förster will. Entweder wird Wolfgang mit der Zeit in die Welt zurückkehren oder er wird nicht mehr abmagern, sondern an Umfang zunehmen, wie seine Konfratres, so daß, wie von ihnen, auch von ihm niemand mehr glauben wird, daß er jemals an Liebestummer gelitten.

Das sieht sich heute alles ziemlich harmlos und, man möchte fast sagen, lustig an. Früher war das nicht so; das Kloster- und Mönchsweien, das ursprünglich im Gegensatz zu der Korruption der römischen Welt den Menschen zu sich selbst zurückführen sollte, wurde zu einer vieltausendarmigen Hierarchie, die wie ein Alp auf der Brust der Völker lag und ihnen mit ihrem Druck den Atem benahm. Was heute noch an solchen Vereinigungen besteht, ist nur noch ein Schatten des früher Bestandenen und hat sich vielfach den modernen Formen anbequemt. Die Kulturentwicklung hat heute mit dem Kloster- und Mönchsweien nicht mehr zu rechnen. Unsere heidnischen Altvordern stoben oft mit ihren alten Göttern vor dem Mönchtum nach dem Norden.

O Kreuz und Buch und Mönchsgebet,
Wir müssen alle von dannen,

läßt sie der Dichter klagen. Wir modernen Menschen können heute ruhig zusehen, wie die letzten Spuren mönchischen Wesens im Verichwinden begriffen sind. H. Fl.

3. Aufragen. (Bild nebenstehend.) Wenn zwei Menschen den Bund ihrer Seelen auf Lebenszeit bestiegeln, so sollen alle Schleißen am Himmel der Freude geöffnet sein und: Wenn sich Geist und Herz erlaben, will der Wagen auch was haben“. Nachdem der Zivilparrer, alias Standesbeamte, den Knoten der Ehe rechtlich geschlungen und der Priester sein religiöses Salböl über die Brautleute ausgegossen, kommt der Koch



's Auftragen. Von Hugo Kaufmann.

oder die Köchin daran. Auch das Essen hat seine Poesie und ich begreife nicht, warum wir so viele Trinklieder, aber so wenig Geslieder haben. Ein Spanierkel wie das, welches auf unserem Bilde mit Musik und gefolgt von einer statlichen Platte mit Knödeln einherzieht, ist gewiß kein unwürdiger Gegenstand für die Feier, und ich bin sicher, daß gar mancher moderne Poet, der Nachtigal und Lerche ansingt, viel bessere Verse machen würde, wenn er einem Spanierkel oder einer dampfenden Schüssel mit Knödeln seine poetische Huldigung darbrächte. Hat doch sogar Uhland nicht verschmäht, ein Mezzeluppenlied zu dichten. Welche Perspektive eröffnet diese Idee für unsere Zukunftspoesie, wenn ein neues weites Feld ist damit unserer vom Pegasus auf den Hund gekommenen Lyrik aufgetan, welche einen neuen Aufschwung könnte diese nehmen. Sind doch Realismus und Naturalismus die Schlagwörter der modernen Kunst geworden; werfen doch unsere Maler so viele Stillleben auf die Leinwand, welche die physiologische Funktion der Rektion, in guter Prosa das Essen, in allen Nuancen variieren, warum will die Poesie diesen höchst dankbaren und ausgiebigen Stoff verschmähen? Und welche neue Kauflust wird im Publikum erwachen, wenn auf dem Weihnachtsbüchertisch zierliche Büchlein in Goldschnitt und Prachtband prangen mit den Titeln: Bratenlieder, Puddinggedichte, Tortensinnprüche, in welchen die Prosa des Kochbuchs in edle Poesie umgewandelt ist. Die Verleger werden brillante Geschäfte machen, denn jeder Philister wird seine Lieblingsgerichte, jede Hausfrau die Produkte ihrer kulinarischen Kunst mit einer pikanten lyrischen Sauce verpeisen resp. auftragen wollen. Der Aesthetiker feiert erzählt von einem Mädchen, das für einen jungen Mann schwärmte und ihn als Ideal verehrte, bis sie ihn essen gesehen, welcher Anblick ihre Illusionen grausam zerstörte. Diese Zeiten hyperidealistischer Ueberspanntheit haben wir glücklich hinter uns; unsere jungen Damen begeistern sich viel eher für einen Dandy, der im ersten Restaurant opulent speist, als für den kärglich lebenden Jüngling, der in der Welt der Ideale heimisch ist, die höchsten Güter der Menschheit, Wissenschaft, Kunst, Kulturfortschritt ins Herz geschlossen hat und sich ernst und talkräftig daran beteiligt. — Wenn wir unser Bild als ein köstliches Genrestück bezeichnen, so geschieht dies ohne Ironie. Es ist dem Zylus von Federzeichnungen entnommen, in welchen Hugo Kaufmann, der treffliche Schilderer des Volkslebens, „A Hochzeit in die Berg“ mit meisterhaftem Pinsel dargestellt hat, und aus dem die „N. W.“ schon in Heft 15 d. J. ein Bild reproduzierte. Karl Stieler hat auch dieses Bild mit hübschen Versen in oberbairischer Mundart kommentiert. Sie lauten:

Und noth' is's nit lust'
Und durst' is's nit schön,
Denn der Bauer muß leben,
Und der Wirt, der muß b'steh'n.

Musikanten voraus!
Die ganz' Kuchel hint nach!
Mein Spansau, die sagt na
Scho' selber ihr Sach.

I sieh(g)'s ja, wie's futtern,
I hör's ja, wie's scharren —
Wer beim Jagerwirt heirat'
Brauch't's Futter nit sparen!

Man sagt: „Der Mensch dentt's
Und der Herrgott, der lenkt's“ —
Und wen's heunt nit derreißt
Und den sellen, den z'prengt's!

St.

Aus dem Bereiche der Anthropologie und Gesundheitspflege.

Die Ursache der Gesundheitschädlichkeit der Luft in geschlossenen Räumen glaubte man bis vor ganz kurzem in dem allmählichen Schwinden des Sauerstoffs und der Vermehrung der Kohlenäure durch den Atmungsprozeß bei Menschen und Tieren gefunden zu haben. Untersuchungen neuester Zeit haben das als höchst wahrscheinlich irrig erwiesen, da genaue chemische Analysen in der verdorbenen Luft fast ebensoviel Stickstoff, Sauerstoff und Kohlenäure nachgewiesen haben, wie in der nicht verdorbenen. Zudem ist festgestellt, daß eine so geringe Sauerstoffverminderung und Kohlenäurevermehrung, wie sie z. B. die Atmosphäre einer überfüllten Schulkasse aufzuweisen hat, auf die menschliche Gesundheit ohne Einfluß ist. Da nun unzweifelhaft ist, daß uns in überfüllten und wenig ventilirten Räumen ein, hoher Steigerung fähiges, Gefühl des Unbehagens befallt, so hat man die Ursache dieser Tatsache in andern organischen Stoffen gesucht, welche mittels der Ausatmung und Ausdünstung in die Atmosphäre übergeben müßten. Das Resultat einer diesbezüglichen Untersuchung unter Leitung Forster's zu Amsterdam, über welche Hermann in dem Pettenkofer'schen „Archiv für Hygiene“ berichtet, geht nun dahin, daß ein normaler und gesunder Mensch, welcher durch zweckmäßige Ernährung Vöhrungsorgänge im Darm verhindert und aufs peinlichste für Reinlichkeit des Körpers und der Kleidung sorgt, an die Atmosphäre keine nennenswerten Mengen von flüchtigen verbrennlichen (organischen) Stoffen ausstößt. Dennoch ist die Ventilation mit Menschen angefüllter Räume durchaus notwendig. Die Atmung von Mensch und Tier schwängert die Luft mit Wasserdampf, der sich auf Boden, Wände, Möbel und Kleidungsstücke niederschlägt und die überall

vorrätigen Spuren schädlicher Mikroorganismen — Bakterien — zu Leben und Fortpflanzung weckt, dann verschlechtert jede Beleuchtung, wie von Del, Petroleum, Gas, durch ihre Verbrennungsprodukte die Luft — am wenigsten das elektrische Licht —, endlich erzeugen schlechte Boden- und Zwischendeckenanfüllung sowohl, wie mangelhaft eingerichtete Aborte gesundheitschädliche Stoffe, die sie leicht zu Herden endemischer (einheimischer) und epidemischer Krankheiten machen.

Mitteilungen aus dem Gebiete der Industrie, Technik und Landwirtschaft.

— Die Fabrikation des japanesischen Papiers. Die japanesischen und chinesischen Papiere sind bekanntlich wegen ihrer Vorzüglichkeit berühmt, es werden daher auch gegenwärtig alle wertvollen Kupferstiche fast ohne Ausnahme nur auf solchen Papieren reproduziert. Das „Schweiz. Gewerbebl.“ brachte vor einiger Zeit einen Artikel, der sich eingehend mit der Fabrikation dieser Papiere beschäftigte und dem wir folgende Mitteilungen entnehmen: Die Arten des Papiers sind ebenso zahlreich wie bemerkenswert, so fein sie sind, besitzen sie große Dauerhaftigkeit und Festigkeit. Speziell japanesisches Papier hat vermöge seines zusammengepreßten Korns die Eigenschaft, die Schönheit der Typen so hervortreten zu lassen, als wären sie in Kupfer gestochen. Das allergewöhnlichste, aber auch das allerverstandsfähigste, wird aus der 1¹/₂ Meter hohen Staude, mit sammt der Rinde, Mitsouma, fabriziert. Diese Pflanze wächst auf dem denkbar schlechtesten Boden und total wild, besonders häufig wird sie in den vulkanischen Terrains von Japan gefunden. Sie blüht im Winter, wenn sie bereits schon ihres Blätterstammes beraubt ist. Hat die Staude ihre normale Entwicklung erreicht, so wird sie dicht am Boden abgeknitten, das folgende Jahr bringt wieder neue Schößlinge und so wächst die Pflanze zum förmlichen Busch. Von der Kozou-Staude (Broussonetia papyzifera), zur Familie des Maulbeerbaums gehörig, wird das Papier der besten Qualität bereitet. Ihre eigentliche Heimat ist China, doch ist sie schon längst in Japan eingeführt und ist ein Gegenstand, der mit am sorgfältigsten dalebst kultiviert wird. Die Staude wird, gewöhnlich 60–70 Centimeter eine von der andern entfernt, gleich einer Bordüre rings um die Acker gepflanzt. Bei guter Pflege und normaler Entwicklung bildet die Pflanze ein sehr produktives Erwerbsgebiet, schon in den ersten paar Jahren hat die Staude ihre volle Höhe (etwa 2¹/₂ Meter) erreicht und zum Abschneiden ist sie im vierten Jahre reif. Wie bei der Mitsouma, so bleibt auch bei der Kozou Staude die Rinde an den Zweigen. Letztere werden zur Vorbereitung für die Papierfabrikation etwa 14 Tage im Wasser eingeweicht, wobei sich dann die äußere Rinde ablöst, die innere, der eigentliche Bast, bleibt dagegen am Stengel hängen. Diese innere Rinde wird alsdann mit Kleben abgezogen, geschabt, gewaschen, getrocknet und aufgespeichert, falls sie nicht sofort verarbeitet werden soll. Diesen noch feuchten oder getrockneten Fasernstoff bringt man dann in ein 3–4stündiges Dampfbad, um denselben durch und durch zu erweichen, alsdann wird die Masse mit scharfkantigen Stöcken so lange geschlagen, bis eine vollständige Zermalmung zu Brei erfolgt, den man dann in Bottichen mittels Wasser tüchtig durchknetet. Man hat also dann ein ganz ähnliches Präparat, wie bei uns die zerlegte Lumpenmasse, auch eine Reihe von nachher folgenden Manipulationen ist die gleiche wie bei uns, oder sagen wir richtiger, unsere Handlungen sind jenen japanesischen gleich, da sie ja von dort erlernt sind. Das Kozou-Papier hat eine um so größere Widerstandsfähigkeit, als der Arbeiter es versteht, die Fasern der Masse beim Herausziehen gleichmäßig auszubreiten. Daraus geht somit hervor, daß außer dem Material an sich die Japanesen es zunächst der Geschicklichkeit ihrer Arbeiter zu verdanken haben, daß ihre Papiere zu allen Arten von Gebrauchszwecken verwendet werden können, was bekanntlich in Europa bis dato noch nicht gelang. Nur um ein Beispiel anzuführen, dienen den Japanesen und Chinesen Papierbogen als Taschentücher, neben Regenschirmbezügen werden auch Wagenverdecke, Regenmäntel u. s. f. aus Papier fabriziert.

Schon im Anfang des 17. Jahrhunderts verstanden es die Japanesen, Papier zu machen; auch ist die Fabrikation bis auf den heutigen Tag in gewisser Hinsicht weiter als in Europa, trotz unserer eminent vervollkommneten Maschinen und Hilfsmittel. Es werden von den Japanesen Papiere angefertigt, die für die europäische Fabrikation durchaus unachahmlich genannt werden dürfen. Will man dort einen Bogen Papier noch stärker haben, so taucht der Arbeiter die Form zum zweiten, dritten, ja sogar viertenmal immer in entgegengesetzter Richtung in die Masse oder überschöpft letztere in jedesmaliger anderer Richtung. Durch die so erzielte Kreuzung der Fasern erhält das Papier jene gerühmte Festigkeit und Widerstandsfähigkeit. Dadurch erhalten die Japanesen die schweren, schönen Papiere, welche für besondere Zwecke dann noch mit Abouragni-Del getränkt werden, um noch undurchdringlich zu werden. Mit dem Material der Kozou-Staude werden auch durch ein besonderes, in Europa noch nicht bekanntes Verfahren die prachtvollen Lederpapiere mit und ohne Relief dargestellt, die vielfach zu den kostbaren Tapeten verwendet werden und fast unverwundlich sind. Aus dem Gampi (Lichnis grandiflora) fabrizieren die Japanesen ein sogenanntes Pantpapier (Pantse), welches neben großer Zähigkeit, Durchsichtigkeit, die Eigenschaft hat, vorzüglich fein, zart und geschmeidig zu sein. Eine besondere Qualität dieses Papiers kann man zusammen-

knittern, ja sogar zu Kugeln ballen, ohne daß die Struktur darunter leidet. Die Gampi-Staude ist wildwachsend, kommt aber nicht besonders verbreitet in Japan vor; am besten gedeiht sie auf der Insel Niseo und in den Wäldern des Zentrums von Nippon. Noch sei bemerkt, daß außer den genannten Stauden auch noch verschiedene andere Wurzarten sowie Reißstroh und Baumwolle zur Papierfabrikation dienen.

Politur ohne Leinöl für Schreinerarbeit. Wenn eine Schreinerarbeit polirt werden soll, hat bekanntlich das Schleifen voranzugehen, welches mit Bimsstein und Leinöl zu geschehen pflegt. Damit die Arbeit gut von statten gehe, ist das Leinöl in hinreichender Quantität anzuwenden, was häufig den Uebelstand mit sich bringt, daß die eigentliche Polirarbeit nicht gut gelingt, indem die mit Schellack polirten Flächen später Del auschwitzt, wodurch darauf gelegtes Papier fleckig wird und die Politur einen sich rauh anfühlenden schmutzigen Beleg und ein so widerliches Ansehen erhält, daß ein Auspoliren unvermeidlich erscheint.

Ich habe im vergangenen Sommer eine Anzahl Tische und Schränke nicht mit Leinöl schleifen, vielmehr bei dieser Arbeit und dem nachfolgenden Poliren mit Schellack jedes Del vermeiden lassen; statt dessen wurde flüssiges Paraffin, Paraffinum liquidum P. G. II. angewendet und eine tadellose Politur erhalten. Das flüssige Paraffin (von Gehe & Co. in Dresden bezogen) gibt als nicht trodnende, farb- und geruchlose Flüssigkeit keine hart werdende Ausschmizung, ist äußerst leicht beweglich und abwischbar und infolge seiner Eigenschaft, festes Paraffin bei der Temperatur heißen Wassers aufzulösen, kann seine Anwendbarkeit verschiedenen Bedürfnissen leicht angepaßt werden. Das Poliren geht auf einer mit Paraffin geschliffenen Fläche ausgezeichnet gut von statten, besonders wenn mit sehr verdünnter weingeistiger Schellacklösung der Anfang gemacht wird. Das flüssige Paraffin ist nicht teurer als reines Leinöl und in fast jeder Apotheke zu haben.

Ch. Bergcat in Wiesbaden
im „Polytechnischen Notizblatt“ 1884 Nr. 9.

Naphtalin als Schutzmittel gegen Insekten und Pilze. Als sehr wirksames Schutzmittel gegen die bedeutenden Schäden, welche der Landwirtschaft durch Insekten und Pilze zugefügt werden, empfiehlt Prof. Fischer in Straßburg das Naphtalin, welches derselbe auch in der Chirurgie mit Erfolg angewendet hat. Auch als Mittel gegen die Phyloxera soll sich das Naphtalin bewährt haben. Um dasselbe in eine leicht streubare Masse zu verwandeln, vermischt es Ingenieur E. Stark in Mainz mit Moostorf und erzeugt in seinem patentirten „Antiputrin“ ein bequemes streubares Präparat, welches sich zur Vertilgung von Insekten und Mäusen, zum Schutz gegen Kartoffel- und Rübenkrankheiten zc. ganz passend erweisen soll.

(Polytechnisches Notizblatt.)

Handel und Verkehrsweisen.

Die Eisenbahn-Perfonentariße Europas. Es dürfte von Interesse sein, die wirklichen Fahrpreise für die einzelnen Wagenklassen zu erfahren, welche auf Grund amtlicher Mitteilungen der verschiedenen Münzsorten in die Marktwährung, sowie der Entfernungen in Kilometer ermittelt sind. Berücksichtigt sind die gewöhnlichen Personenzüge und einfache Fahrt.

	I.	II.	III.	IV. Klasse.
Norddeutschland	8	6	4	2
Süddeutschland	8	5 $\frac{1}{3}$	3 $\frac{2}{3}$	—
Oesterreich-Ungarn	9 $\frac{1}{2}$	7	4 $\frac{2}{3}$	2—2 $\frac{2}{3}$
Belgien	6	4 $\frac{1}{4}$	3	—
Holland	8 $\frac{1}{2}$	6	4 $\frac{1}{4}$	—
Dänemark	8 $\frac{1}{2}$	6	3 $\frac{3}{4}$	—
Schweiz	8—10	6—7	4—5 $\frac{1}{3}$	—
Schweden	7 $\frac{7}{8}$	5 $\frac{9}{10}$	3 $\frac{11}{12}$	—
Norwegen	22 $\frac{5}{6}$ —6	13 $\frac{1}{4}$ —3 $\frac{1}{2}$	1 $\frac{1}{8}$	—
Großbritannien	8—12 $\frac{4}{5}$	7 $\frac{1}{8}$ —9 $\frac{1}{8}$	4 $\frac{1}{5}$ —5 $\frac{1}{8}$	—
Frankreich	10	7 $\frac{2}{5}$	5 $\frac{2}{5}$	—
Italien	9	6 $\frac{1}{3}$	4 $\frac{1}{3}$	—
Spanien	10 $\frac{1}{2}$	8	5	—
Portugal	9	6 $\frac{3}{4}$	5	—
Rumänien	18	7 $\frac{1}{5}$	4 $\frac{1}{5}$	—
Rußland	6 $\frac{1}{3}$ —8	4 $\frac{1}{3}$ —6	2 $\frac{3}{4}$ —3	—
Türkei	14 $\frac{1}{2}$	12 $\frac{3}{4}$	7	—
Griechenland	7 $\frac{1}{4}$	4 $\frac{1}{3}$	3 $\frac{1}{2}$	—

(Nach der „Rhein.-Westfäl. Stg.“ und der Zeitschrift für „Eisen u. Stahl“.)

Japans Handel in 1882. Der „Japan Herald“ veröffentlicht Auszüge aus dem ersten Bericht über den japanischen Handel, welchen die Zollbehörde für 1882 erstattet hat. Es geht daraus hervor, daß die Ausfuhr 37 235 775 Doll. (30 326 607 in 1881), die Einfuhr 29 168 040 Doll. (31 032 742 in 1881) erreichten. Der Gesamthandel hat also gegen das Vorjahr um mehr als 5 Millionen Doll. zugenommen und übertrifft das Mittel der 15 Jahre 1867/81 um mehr als 19 Millionen. Die Vermehrung der Ausfuhr entfällt fast durchaus auf Rohseide, deren Menge und Wert seit fünf Jahren sich verdoppelt hat, in geringerem Maße auf Tee. Die Verminderung der Einfuhr

zeigt sich am stärksten in Wolken-, Halbwolken- und Baumwollenwaren. Hinsichtlich der Handelsbewegung folgen sich die offenen Häfen in folgender Ordnung: Kanagawa, Hiogo-Osaka, Nagasaki, Hakodate.

(Ausland.)

Beiträge zur Länder- und Völkerkunde.

Zum Indianerproblem. Einen höchst interessanten und überlegenswerten Beitrag zur praktischen Lösung der Indianerfrage liefert General Beale, Besitzer mehrerer großer Ranchos im südlichen Kalifornien. Er hatte den roten Mann im Kriege wie im Frieden genau kennen gelernt, als er vor 35 Jahren seine jezigen Besitzungen übernahm; und als er dort eine Bande Digger-Indianer vorfand, die sich nicht von der Regierung auf eine entferntere Reservation hatte bringen lassen wollen, beschloß er einen Versuch zu machen, sie zu zivilisieren. Ueber seine Bestrebungen schreibt General Beale folgendes: Indianer sind menschliche Wesen, so gut wie wir Weiße, nur fehlt ihnen eine 2000-jährige Zivilisation. Wir sind ein ungeduldiges Volk und wir erwarten, daß sie in wenigen Jahren und unter den ungünstigsten Umständen sich zu einer Höhe empor-schwingen sollen, welche wir erst im Verlauf von Jahrhunderten erreicht haben. Die unter mir stehenden Indianer waren vor 35 Jahren die schlimmste oder vielmehr die kümmerlichste Sorte. Sie waren auf Wurzeln, Grasamen und die spärliche Jagdbeute angewiesen, welche ihnen ihre untauglichen Waffen lieferte. Die meisten meiner alten Freunde sind tot, aber die gegenwärtige Generation vermag ebenfogen selbst für sich zu sorgen, wie irgendwelche weiße Leute. Sie zählen jetzt ungefähr 300 und ihre Zahl vermehrt sich. Es schien mir damals, und meine Ansicht hat sich nicht geändert, daß das erste, was man einem Indianer oder einem verkommenen Weißen beibringen müsse, der Wert des individuellen Eigentums als Ergebnis individueller Arbeit sei. Im Stamme herrscht bis zum gewissen Grade die rohe Gütergemeinschaft, wie sie unkultivierten Völkern eigen zu sein pflegt. Selbst der nominelle Besitzer von 50 Ponies betrachtet sie für alle praktischen Zwecke als Eigentum des Stammes. Ich bin immer der Ansicht gewesen, daß diese Idee eine Gefahr für die Zivilisation sei und ich schaffte daher die Stammesorganisation ab. Es schien mir ferner von jeher, daß jeder Mensch den sehr natürlichen Wunsch hege, ein Stück Land zu besitzen und zu bebauen. Ich überwies daher jeder Familie ein Stück Land, lehrte sie pflügen und säen und erweckte unter ihnen einen natürlichen Wettstreit, möglichst viel zu leisten und zu ernten. Dann lehrte ich sie ferner Schafe scheeren, womit jeder fleißige Mann in Kalifornien vier Monate lang im Jahre 5 Doll. an einem Tage verdienen kann. Nach und nach entstand in meinen Schutzbefohlenen der Wunsch, etwas von der Ernte zu erübrigen, um es zu verkaufen und dann aus dem Erlös andere Bedürfnisse zu betriebligen. Auf diese Weise wurden die Indianer an Arbeit gewöhnt, und sie stehen heute durchschnittlich auf einer ebenso hohen Stufe, wie die weißen Farmer der Umgegend. Sie sind zwar bei weitem keine Engel, aber auch wir Weiße sind es nicht. Es ärgert mich, wenn ich sagen höre, daß dieser oder jener den Indianerkarakter genau kennt. Es gibt keinen Indianerkarakter. Es ist der menschliche Charakter, den wir bei ihnen finden, wie bei uns. Es gibt unter ihnen gute, schlechte und indifferente Leute, gerade wie bei uns. Aber nach meiner Erfahrung würde es mir sehr leid tun, wenn ich jener Autorität beizupflichten hätte, welche uns versichert, daß der einzige gute Indianer der tote Indianer ist. — Was General Beale sagt, scheint Bestätigung zu finden in den Erfolgen, welche die Zivilisationsbestrebungen katolischer Geistlichen auf der Flattheadreservation in Montana aufzuweisen haben, und man kann es nur beklagen, daß die Lösung der Indianerfrage nicht schon längst in praktischerer Weise als bisher durchgeführt worden ist.

(Nach der „Westlichen Post“.)

Die Basen noch Steinkocher! Das Kochen mit heiß gemachten Steinen ist ein äußerst primitives Verfahren, welches noch bei manchen Naturvölkern beobachtet wird. So erzählt davon Erman (Reisen III, 337, 423) bei sibirischen Völkern; es kommt in Afrika noch heute vor, z. B. bei den Habab („Zeitschr. d. Ges. f. Erdkunde“ VIII, 464), bei den nordamerikanischen Indianern (Kane, Wanderings of an Artist 8). Von den thlinischen Nordwestamerikern wissen wir, daß sie Körbe aus Wurzelsäften flechten und diese mit kaltem Wasser füllen, das sie durch Hineinwerfen von glühenden Steinen zum Kochen bringen (Holmberg, Völker des russischen Amerika I, 23). Der alte Steller sah noch bei den jetzt verschwundenen Kamtschadalen, wie sie ihre Speisen in hölzerne Tröge legten, Wasser darüber gossen und dieses mit glühenden Steinen kochend machten (Steller, Kamtschatka 322) und so noch vielfach. Interessant ist es nun zu erfahren, daß sich mitten im kultivierten Europa dieser Gebrauch, der sicher einst weiter verbreitet war, bis auf den heutigen Tag erhalten hat und zwar bei den Basen nach Mitteilungen von S. Germain („Bull. Soc. d'Anthropologie“ 1883, 682), doch beschränkt derselbe sich auf die Milch. Diese wird in Gefäße aus Pitterpappelholz, die aus einem Stücke gedreht sind und 6—7 Liter fassen, getan und dann mit faustgroßen Kiesel, die man in der Rive findet und heiß gemacht hat, gekocht. Die Milch erhält dadurch einen angenehmen Geschmack. Der Gebrauch existirt noch an verschiedenen basischen Orten, wird aber speziell in Biddaray, zwischen Bayonne und St. Jean-Pied-de-Port beobachtet.

(Globus.)

Für unsere Hausfrauen.

Ueber die Konservierung des Fleisches.

II.

D. Konservierung des Fleisches durch säulniswidrige Stoffe.

2. Räuchern durch Buchenholz.

An die Besprechung des Pökelfahrens ist das Räucherfahren schon um deswillen anzuschließen, weil das letztere Verfahren das erstere öfters ergänzt. Man denke nur an die Bereitung von Schinken, Speck, Bündlingen u. a. m.

Zu einer erfolgreichen Räucherung ist gutes Buchenholz zu verwenden; auch Sägespäne von Buchen- und Eichenholz sind viel besobt. Die Hölzer der Coniferen (Tannen, Fichten, Lerchen u. s. w.) sind nicht zu gebrauchen. Das Aufhängen der zu räuchernden Fleischstücke hat in passender Entfernung von der Feuerung zu geschehen. Auf keinen Fall darf die Räucherung so betrieben werden, daß die Temperatur der Fleischstücke beträchtlich gesteigert wird, weil sonst das Fett in Fluß gerät und noch Schlimmeres sich ereignet. Zweckmäßig ist es, die Fleischstücke in ordinäres Löschpapier einzuwickeln, damit sie nicht gar zu schwarz werden.

Die Bestandteile des Buchenholzrauches sind zwar chemisch untersucht, aber noch lange nicht genau genug. Man weiß, daß er die Bestandteile des Kresofols enthält. Daraus darf man aber nicht den Schluß machen, wie es unwissender Weise geschah, daß das Buchenholz das Kresofol fertig gebildet enthalte. Das ist durchaus nicht der Fall. Das Kresofol entsteht aus dem Holze bei der Umsetzung der Bestandteile desselben in höherer Temperatur. Eine unvollständige Verbrennung wirkt dabei günstiger als eine vollständige. Zur Applikation des Rauches dienen bekanntlich Schornsteine, Rauchkammern u. a. — Durch die Einwirkung des Rauches auf das Fleisch (bzw. auf den Schinken, die Wurst, die Fische) wird die Peripherie des Stücks so geändert, daß eine Hülle entsteht, die dem Eindringen der Luft in das Innere des Fleisches hinderlich ist, auch säulnis- und parasitenwidrig wirkt. Durch den Luftzug, der mit der Räucherung verbunden ist, wird der Wassergehalt des Fleisches um einen bedeutenden Teil gemindert, es wird, wie uns jeder Schinken lehrt, entschieden wasserärmer. Geräuchertes Fleisch hält sich gut und besitzt einen angenehmen Geschmack. — Daß das Kresofol des Rauches Verbindungen mit den Eiweißstoffen des Fleisches eingeht, soll nicht unerwähnt bleiben.

3. Holzeßig.

Der rohe Holzeßig stellt eine braune durchscheinende Flüssigkeit von durchdringend brenzlichem, saurem, widerlichem, ja selbst betäubendem Geruch und sehr saurem, unangenehm brenzlichem, rußartigem Geschmack dar. Er ist mit Wasser mischbar und enthält außer Wasser und Essigsäure, die selbstverständlich sind, noch Brenzlatechin, Kresofol, Paraffin, Cupion, essigsaures Methyloryd, Aceton, Holzgeist, Aylit, Nixit u. a. m. Er wirkt entschieden säulniswidrig. Man hat ihn deshalb zur Grundlage der sogen. Schnellräucherung gemacht. — Man mischt 100 Teile rohen Holzeßig in einer Kufe mit 200 Teilen Wasser, fügt nach Belieben noch 5 Teile Wachholderöl zu und taucht ein Fleischstück nach dem andern ein, läßt es abtropfen und hängt es so lange auf, bis man mit allen Fleischstücken fertig ist. Alsdann wird das Eintauchen der Stücke aufs neue vorgenommen und im ganzen dreimal durchgeführt. Der Arbeitsraum muß eine Temperatur von 18 bis 22° C. haben, damit das am Fleische sitzende Fett leichter vom Holzeßig durchdrungen werden kann. Nach dem dritten Eintauchen hängt man das Fleisch an einem kühlen luftigen Orte auf; nach zwei bis drei Tagen kann das Fleisch verpackt und verhandelt werden.

4. Karbolsäure.

Auch die Karbolsäure hat man zur Konservierung des Fleisches anwenden wollen. Baudet befeuchtet mit einer schwachen wässrigen Lösung (1 : 1000) das Fleisch oder, besser, er bringt das Fleisch zwischen Kohlenpulver und befeuchtet dieses mit der angegebenen Karbollösung. Baudet wünscht, daß die Konservierung mit Karbolsäure in Kautschukgefäßen vorgenommen werden möchte. Er empfiehlt die Fabrikation derselben den Südamerikanern und er will unter Benutzung derselben Europa gleichzeitig mit Fleisch und Kautschuk verproviantieren. — Die Karbolsäure bildet farblose glänzende Nadeln, die bei 37,5° C. schmelzen und bei 182–183° C. sieden. An der Luft zerfließt der Stoff, wenn nicht vollkommen rein, zu einer rötlichen Flüssigkeit. Er riecht eigentümlich

durchdringend, schmeckt brennend und wirkt äzend; er ist schwerer als Wasser, darin nur wenig löslich, dagegen in Alkohol, Aeter und Essigsäure leicht löslich. Die säulniswidrige Kraft der Karbolsäure ist sehr bedeutend.

5. Salicyl- und Benzoesäure.

Die Entdeckung der gährungswidrigen Kraft der Salicylsäure durch Kolbe machte die Hoffnung rege, daß es gelingen würde, die Salicylsäure auch zur Konservierung des Fleisches nutzbar zu machen. Sie ist in der That nicht ganz ohne Wirkung auf das Fleisch, aber sie hält die Säulnis auf die Dauer nicht ab. Nach Bidwell sollen günstigere Erfolge erzielt werden, wenn man die Salicylsäure nicht allein, sondern in Verbindung mit Salzsäure zur Anwendung bringt. Ein technisch wichtiges Konservierverfahren wurde aber darauf nicht begründet. — Nach den Untersuchungen von Salkowski erweist sich die Benzoesäure in konzentrierter wässriger Lösung in Verbindung mit dem Fleisch bedeutend antiseptisch. — Die Salicylsäure kristallisiert in farblosen vierseitigen Prismen, die bei 156° C. schmelzen und vorsichtig erhitzt, unzersetzt sublimieren. In kaltem Wasser ist sie wenig löslich (1 T. in 1800 T. bei 18° C.), leichter in heißem Wasser, leicht in Alkohol und Aeter; die Lösungen des Salzes reagieren sauer. Sie verhindert den Eintritt verschiedener Gährungsprozesse. Vor der Karbolsäure hat sie den großen Vorzug, geruchlos zu sein, nicht äzend zu wirken und, innerlich eingenommen, keine giftige Wirkung auszuüben. Ihre Formel ist: $C_7H_6O_2$. — Die Benzoesäure ($C_7H_6O_2$) bildet farblose, dünne, perlmutterglänzende Blättchen und Nadeln von schwach aromatischem Geruch und schwachsaurem stecendem Geschmack; sie schmilzt bei 121° C. und siedet bei 249° C., wobei sie in sehr schönen irisierenden Nadeln sublimiert. In kaltem Wasser ist sie wenig löslich, leichter in heißem, in Alkohol und Aeter löst sie sich leicht auf. Ihre Lösungen reagieren sauer. Sie behindert vielfache Gährungen und gilt jetzt als kräftiges Antiseptikum.

Mittel, zu erkennen, ob der im Handel erhältliche geröstete und gemahlene Kaffee nicht mit Cichorien oder anderen Ingredienzien vermischt ist. Man streut ein wenig von dem gemahlene Stoffe auf die Oberfläche eines Glases Wasser. Wenn der Kaffee keine anderen Bestandteile enthält, so bleibt er auf der Oberfläche; enthält er welche, so nehmen diese augenblicklich Wasser in sich auf, fallen auf den Boden des Glases und färben das Wasser hellgelb.

Rätjel.

Mit A sieht man es oft sich hoch erheben,
Auch magst du es manchmal zu drehen dich bestreben.
Mit B wirst du es gern zu deinen Füßen sehen;
Läßt du dazu dich reizen, wird's nicht gut dir sehen.
Mit B ist es oft hübsch und mancher tat es lieben,
Auch läßt es so sich leicht gar manchem unterziehen.
Mit H hast du es lieb — zum Essen;
Auf andre Weise wirst du stets indessen,
Daß du an ihm Geschmack gefunden, zeigen.
Wenn B eröffnet seiner Zeichen Reigen.

S. N.

Rebus.



Inhalt: Die Alten und die Neuen. Roman von M. Kautsky. (Fortf.) — Der Sonnambulismus. Von Karl du Prel. (Schluß.) — Unser Bauwesen und seine Reform. Von Karl Frohne. (Fortsetzung.) — Am Bodensee. Eine kleine Erzählung von Hans Flux. (Schluß.) — Aus der afrikanischen Tierwelt. Von F. Stern. (Mit Illustration.) — Die Verhältnisse von Industrie und Handel in Deutschland während des Jahres 1882. Von Bruno Geiser. (Fortsetzung.) — Vom Hundertsten ins Tausendste. Fidele Antwortmatamen eines lachenden Philosophen. I. — Unsere Illustrationen: Lichtenstein. — Die St. Egidienkirche zu Nürnberg. — Der Klosterkass. — 's Auftragen. — Aus dem Bereiche der Antropologie und Gesundheitspflege: Die Ursache der Gesundheitschädlichkeit der Luft in geschlossenen Räumen. — Mitteilungen aus dem Gebiete der Industrie, Technik und Landwirtschaft: Die Fabrikation des japanesischen Papiers. — Politur ohne Leimöl für Schreinerarbeit. — Naphthalin als Schutzmittel gegen Insekten und Pilze. — Handel und Verkehrsweisen: Die Eisenbahn-Peripherie Europas. — Japans Handel in 1882. — Beiträge zur Länder- und Völkerkunde: Zum Indianerproblem. — Die Wasken noch Steinlocher. — Für unsere Hausfrauen: Ueber die Konservierung des Fleisches. II. D. Konservierung des Fleisches durch säulniswidrige Stoffe. Räuchern durch 2) Buchenholz, 3) Holzeßig, 4) Karbolsäure, 5) Salicyl- und Benzoesäure. — Rätjel. — Rebus. — Redaktionskorrespondenz. — Allgemeinwissenschaftliche Auskunft. — Polytechnischer Briefkasten. — Gemeinnütziges. — Mannichfaltiges. — Humoristisches.